FRÖSI

11/89

DEIN PIONIERMAGAZIN · PREIS 0,70 M · ISSN 0323-8806

In diesem Heft:

Nußknacker-Weihnachtskalender mit 25 Rätselnüssen



Der Schriftsteller Willi Meinck erzählt von Poesie im Dschungel Indiens Seiten 4 und 5



In der Aktion „Prominente und Talente" stellt sich vor: KIRSTEN Seiten 20/21




IN DREI TAGEN IST DAS WEIHNACHTSFEST. DAMIT DIE ZEIT BIS DAHIN NICHT ZU LANG WIRD, NIMMT OTTO DAS GROSSE MÄRCHENBUCH UND LIEST ALWIN EINE LUSTIGE GESCHICHTE VOR. ABER SEHT SELBST......
ALLER HUNDERT JAHRE WIRD ZUR WEIHNACHTSZEIT EIN NEUER NUSSKÖNIG GEBOREN. IN EINER VOLLMONDNACHT, WENN HOHER SCHNEE LIEGT...
VOLLMOND HABEN WIR JA, OTTO!

SCHNEE LIEGT AUCH! WAS MEINST DU, OTTO?

ACH DU DUMMERCHEN, DAS IST DOCH NUR EIN MÄRCHEN!

HOL LIEBER NOCH ETWAS HOLZ VON DRAUSSEN, SONST GEHT UNS DAS FEUER AUS!
JA, DU DARFST ABER NICHT WEITERLESEN...

...DENN ICH WILL WISSEN, WIE DIE GESCHICHTE WEITERGEHT, OTTO!

INTERESSANT WÄRE ES TROTZDEM,.....

...WENN MAN EINMAL SO ETWAS MITERLEBEN KÖNNTE!

KRACKS!

WEISST DU, OTTO, DAS WAR WIRKLICH SELTSAM....

....IM HOF FIEL MIR SOEBEN AUS HEITEREM HIMMEL EINE NUSS AUF DEN KOPF!

JA, ALWIN, DAS IST WIRKLICH RECHT SELTSAM....
...WO WEIT UND BREIT KEIN NUSSBAUM IST!?

KOMM, WIR SUCHEN DIE SELTSAME NUSS!
ICH HOLE DIE LATERNE!

SIEH, OTTO, DORT LIEGT ETWAS. KOMM, SCHNELL!

ACH, DAS IST JA EIN NUSSKÖNIG, WIE IM MÄRCHEN!
JA, ER ZITTERT VOR KÄLTE!

KOMM, WIR BRINGEN IHN INS HAUS!
DA KANN ER SICH AUFWÄRMEN, UND DANN WERDEN WIR WEITERSEHEN!

DU BRAUCHST KEINE ANGST ZU HABEN, KLEINER NUSSKÖNIG!
HAB ICH AUCH NICHT, ALWIN!

DU KENNST UNSERE NAMEN?
JA, OTTO + ALWIN, ICH MÖCHTE EUCH BITTEN, BRINGT MICH INS SPIELZEUGLAND ZU MEINEM VATER!

OTTO, DAS IST DOCH EHRENSACHE FÜR UNS! ZIEH DICH AN, WIR BRECHEN GLEICH AUF!

NA, KOMM SCHON, KLEINER NUSSKNACKER!
DU MUSST VORAN GEHEN, DU KENNST DEN WEG!
ICH KANN ABER NICHT LAUFEN! IHR MÜSST MICH SCHON TRAGEN!!!

ER IST JA NICHT SCHWER, DA NIMM DU IHN, ALWIN!































Zeichnungen: Jürgen Günther









Poesie im Dschungel

WILLI MEINCK

Heute morgen ist Borkhar in mein Hotelzimmer gekommen – im makellosen Weiß seines frisch gebügelten Dhotis. Jedes Kind kennt ihn in Panaji, der Hauptstadt von Goa, zumindest jeder Postbote. Er ist Dichter und Angestellter beim goanesischen Rundfunk und will ein Interview mit mir machen, hat aber vergessen, den Kassettenrecorder mitzubringen. Wir sitzen barfuß auf meinem Balkon mit dem Blick zum Mandovi-River. Ein Kellner, den ich nicht kenne, bringt uns zwei Gläser Whisky, stark verdünnt, weil uns sonst der Kopf platzen würde. Eigentlich dürften wir bei der mörderischen Hitze keinen Alkohol trinken. Niemand außer uns trinkt am frühen Morgen solch hochprozentiges Zeug, höchstens die Fischer in der „Caravelle", einer Kneipe am Hafen, wenn sie vom Fischfang zurückkommen, um mit einem klaren Feni, dem einheimischen Schnaps aus Kaschunüssen, anzustoßen.

Von hier oben haben wir einen weiten Blick über den Mandovi, der dem Ozean zufließt, sehen die Palmen am anderen Ufer, die tuckernden Motorkähne und die mit Menschenfracht vollgepackten Fähren, die ohne Pause hinüber- und herüberfahren. Jetzt zieht gerade eine Dschunke mit einem braunen geflickten Segel vorbei. Vor fünfhundert Jahren, als die Portugiesen kamen, erzählt Borkhar, sei Panaji ein Fischerdorf gewesen mit ein paar Hütten am Mandovi, und in den Wäldern hätten Schlangen, Tiger, Bären, Löwen und Affen gehaust, so wie es immer gewesen sei, ehe Kriege und Maurer die Unruhe der Städte nach Indien gebracht hätten. Ich verstand, was er meinte, obgleich Panaji im Vergleich mit Bombay oder Kalkutta ein harmloses Örtchen geblieben war mit nur einer einzigen zigeunerhaft hübschen Bettlerin, die mich jeden Morgen vor dem Hotel erwartete, um eine Rupie abzukassieren. Die zehn Tage in Goa – ohne großes offizielles Programm – waren eine wunderbare Erholung nach meinem Aufenthalt in den indischen Weltstädten.

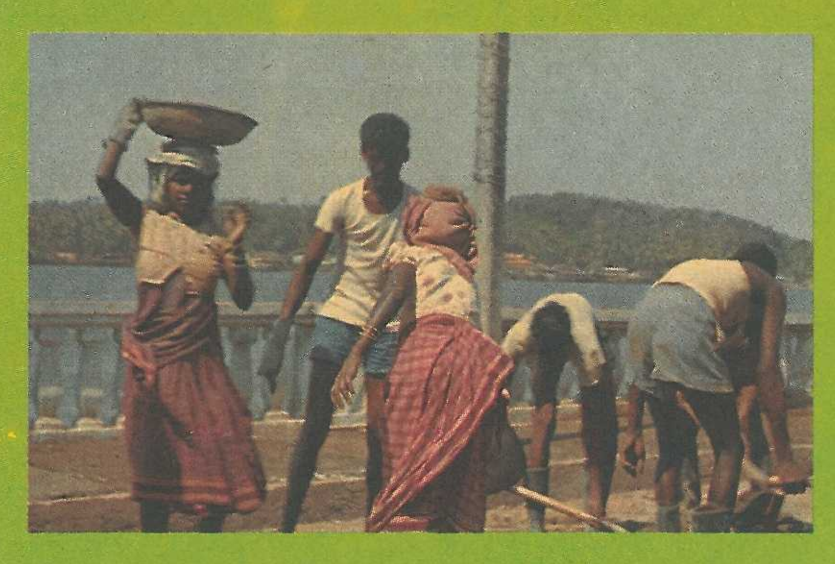
Der Kellner, der uns den zweiten Whisky bringt, ist mein Leibkellner, der mich zum Frühstück und Lunch bedient. Als er die Gläser auf den Tisch stellt, wackelt er mit dem Kopf und macht ein besorgtes Gesicht. Wir hatten bei meiner Ankunft Mißverständnisse wegen der Frühstückseier gehabt. Ich wünschte sie weichgekocht und bestellte „two eggs like plums" („zwei Eier wie Pflaumen"). Der Kellner sah mich verblüfft an, wagte aber nicht zu fragen, was ich mit diesem merkwürdigen englischen Satz eigentlich meine. Also servierte er nach einer Weile zwei Eier, mit denen ich mir hätte den Kopf einschlagen können. Ich ging nachdenklich auf mein Zimmer und schaute schnell im Wörterbuch nach, wo ich schließlich den richtigen Ausdruck für pflaumenweich entdeckte: „Soft as a ripe plum" („Weich wie eine reife Pflaume"). Seitdem bekam ich meine Frühstückseier nach Wunsch. „Soft boiled" („weich gekocht"), wie mein Kellner jedesmal mit vielsagendem Lächeln bemerkte.

Solche kleinen Mißverständnisse, wenn sie nicht in Streit ausarten, bringen die Menschen einander näher. Wir sind beinahe Freunde geworden. Beim Hinausgehen streift mich wieder sein besorgter Blick, obwohl der Whisky mit den Eisstückchen darin wie dünner Teeaufguß aussieht.

Borkhar ist der erste indische Dichter, der mit mir am frühen Morgen Alkohol trinkt. Von dem Zwischenspiel mit meinem Kellner scheint er nichts gemerkt zu haben. Nun trägt er mir eines seiner Gedichte in der Landessprache Konkani vor, und ich rezitiere als Gegenleistung das Gedicht „Gesang der Frauen an den Dichter" von Rainer Maria Rilke, das schönste Gedicht, das ich bis ins Innerste kenne. Wir verstehen die Worte in den uns fremden Sprachen nicht, erfreuen uns aber am Wohlklang der Vokale. Dann mieten wir uns vor dem Hotel zwei Fahrräder und fahren durch den Palmendschungel zu dem Fischerdorf am Kap Donna Paola, wo mir ein katholischer Priester das Märchen von der Entstehung Goas durch einen Bogenschuß Lord Parsurams erzählen wird.



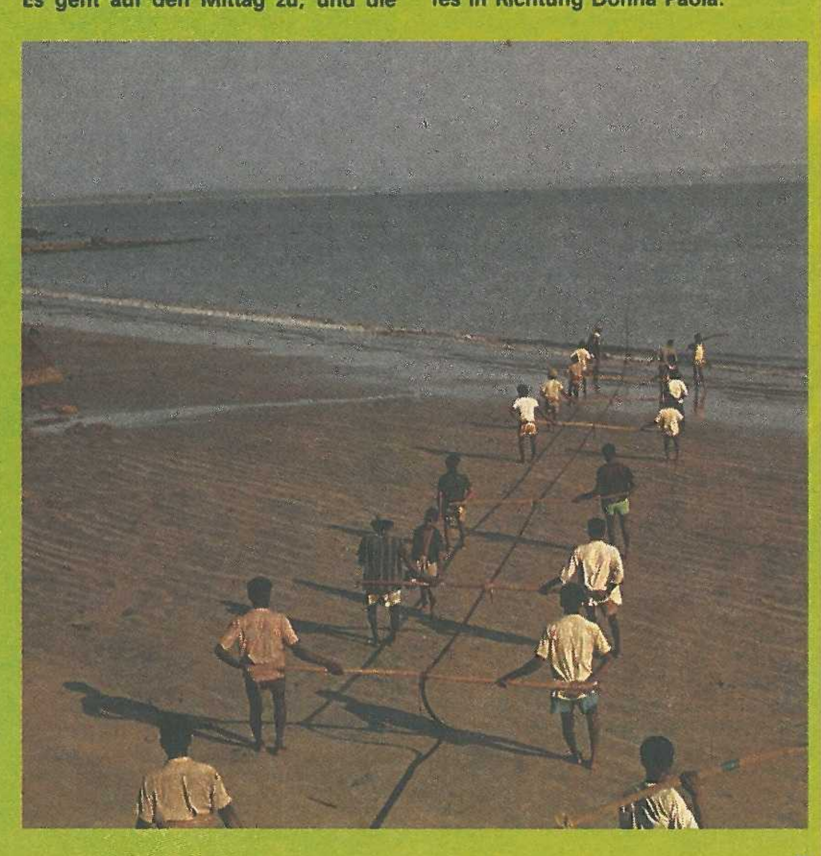




Borkhar ist auf der Fahrt durch den Palmendschungel recht schweigsam geworden. Der lehmige festgestampfte Pfad, der die Dörfer miteinander verbindet, schlängelt sich an den glatten Stämmen der Bäume vorbei. Es ist kein richtiger Dschungel mehr, sondern eine Anpflanzung von Kokospalmen, die wie der Fischfang die Dorfbewohner ernähren. Ein einfaches paradiesisches Leben, wie mir scheint, verglichen mit dem Sterben der Obdachlosen auf dem Pflaster von Kalkutta, das ich mein Leben lang nicht vergessen werde. Einmal hatte ich mein Hotel in der Morgendämmerung verlassen und die Leichenträger beobachtet, als sie die in der Nacht auf dem Pflaster Gestorbenen wie Bretter auf die Ladefläche eines Lastautos warfen.
Manchmal steigt Borkhar, der vor mir fährt, vom Fahrrad ab, hebt warnend die Hand und lauscht. Wir bleiben dann wie die Bildsäulen eine Weile stehen – nur die beiden Fotoapparate scheppern an meiner Lenkstange. Dann werfen wir Steine nach vorn, um etwaige Kobras zu verscheuchen, die es hier geben soll. Doch wenn man sie nicht aus Versehen aufstöbere, meint Borkhar, würden sie einem nichts tun. Außerdem seien sie heilig – kleine Schlangengötter, wie mir der Dichter, nun wieder gesprächig geworden, erzählt, die unfruchtbaren Frauen zur Empfängnis verhalfen. Ganz in der Nähe sei sogar ein heiliger Ort mit einem Schlangenstein, den die unfruchtbaren Frauen mit Schauer und Ehrfurcht berührten und mit Honig bestrichen.
Ob das in jedem Falle helfen würde? frage ich. Borkhar lacht auf seine dichterische Art in sich hinein, steigt wieder vom Fahrrad ab, um sich nach einem Stein zu bücken und sagt, mit dem Bestreichen allein sei es natürlich nicht getan, aber wie er wisse, habe so ein Schlangenstein schon manchem Mägdelein geholfen, eines Tages ein Kindlein zur Welt zu bringen.
Borkhar ist wirklich ein sinnenfreudiger Dichter, der die Regeln seiner Hindureligion ohne allzu strenge Ehrfurcht betrachtet und das Kama, die altindische Liebeskunst, eingehend studiert hat. Wie könne er sonst Gedichte schreiben? fragt er mich, und rezitiert in englischer Sprache einige Verse aus einem klassischen indischen Dichtwerk:

„Ich spüre den Schimmer der Liebe
im Blick meines lotosäugigen
Geliebten.
Ach, halte meine Hand
und sei still.
Ein Augenblick wie dieser
ist kostbar,
wir dürfen ihn nicht versäumen."

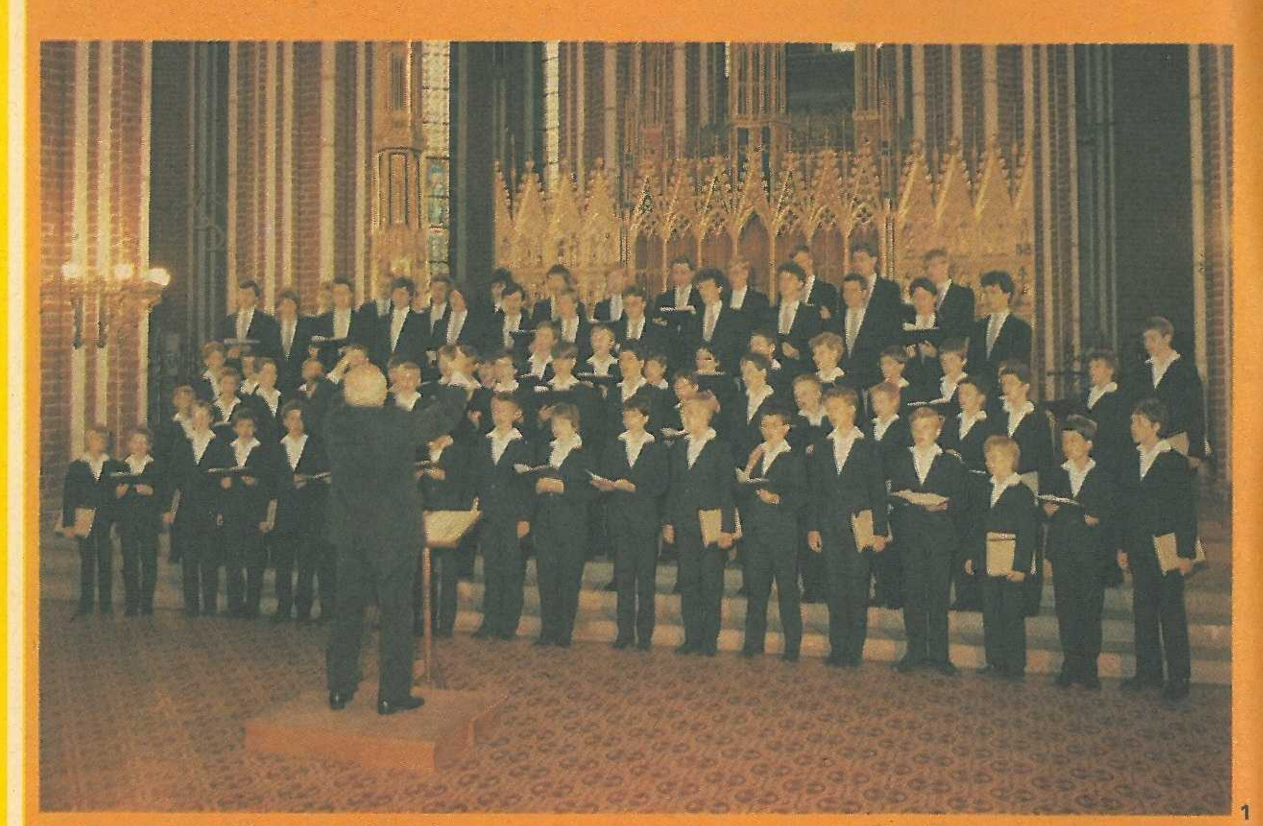
Poesie im Dschungel! Ich bitte Borkhar, die Verse zu wiederholen und beschließe, sie heute abend auf meinem Balkon aufzuschreiben und ins Deutsche zu übertragen.
Es geht auf den Mittag zu, und die Hitze zwischen den durchsonnten Kokospalmen ist kaum noch zu ertragen. Borkhar hockt in seinem weißen Dhoti wie ein Gespenst auf seinem Fahrrad. Doch dann hören wir plötzlich Geräusche, die wie Klopfen gegen einen Hohlraum klingen. Der Dschungel öffnet sich, Häuser und Hütten säumen eine Dorfstraße, zwei Zimmerleute hämmern gegen die Holzwandung eines im Bau befindlichen großen Fischerbootes, und hinter einem schmalen Küstenstreifen liegt in blendender Helligkeit die Meeresstraße von Kap Donna Paola zum Hafen Marmagao auf der anderen Seite.
Der katholische Priester, ein Freund Borkhars, führt uns in die weiße Dorfkirche, wir setzen uns auf den Podest vor dem Altar, und Borkhar bittet den Priester, mir die Geschichte von der Entstehung Goas zu erzählen. In der Kirche ist es angenehm kühl, und ich wäre am liebsten bis zum Abend hier sitzen geblieben. Mit Erstaunen höre ich, daß nicht Gott der Herr das paradiesische Goa erschaffen habe, sondern der mächtige Hindugott Parsuram. Borkhar blinzelt mir zu und flüstert, daß sein Freund, der katholische Priester, schließlich ein Goanese sei und die alten Schriften der Hindus genau so gut kenne wie die katholische Glaubenslehre, die von den portugiesischen Eroberern ins Land gebracht worden sei.
Als wir die Kirche verlassen, steht die Sonne feurig über dem Ozean. Das Hämmern der Bootsbauer ist verstummt, und vom jenseitigen Ufer steuert der Bug des letzten Fährschiffes in Richtung Donna Paola.



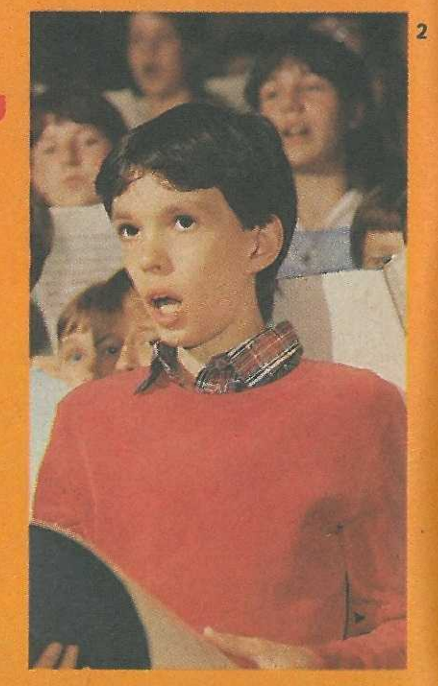








1



2

O Musica

„Horch mal, die reden über uns!" sagt mein Sohn.

Er sitzt in seinen Jeans auf dem Campingbeutel, weder seine Hände noch sein Gesicht sind ganz sauber, wie er da mit mir gemeinsam auf den Zug wartet. Die Damen neben uns schwärmen von einem Konzert, das sie gerade besuchten, von dem wundervollen Klang der hohen Knabenstimmen des Dresdner Kreuzchors, von der Disziplin und Sicherheit im Auftreten der kleinen Sänger, und mein Sohn grinst. Freilich würde es den Damen schwerfallen, in dem elfjährigen Jungen da neben ihnen auf dem Bahnsteig einen jener Sopranisten zu vermuten, die sie gestern im dunkelblauen Anzug mit weißem offenem Kragen, die Noten in der Hand, auf irgendeinem Konzertpodium oder auf der Empore einer Kirche Bach oder Mendelssohn Bartholdy, Schütz oder Haydn singen hörten.

Für meinen Sohn ist heute der erste Ferientag – eine Woche später als für die anderen Schüler unseres Landes. Dafür hatte er eine Unterrichtswoche weniger. Wie sich dieser Widerspruch erklärt? Nun, der Dresdner Kreuzchor geht jedes Jahr vierzehn Tage auf „Sommerreise", das heißt, auf Konzerttournee durch verschiedene Städte der Republik. Dafür wird eine Woche der Schulzeit geopfert und eine Woche der Ferienzeit.

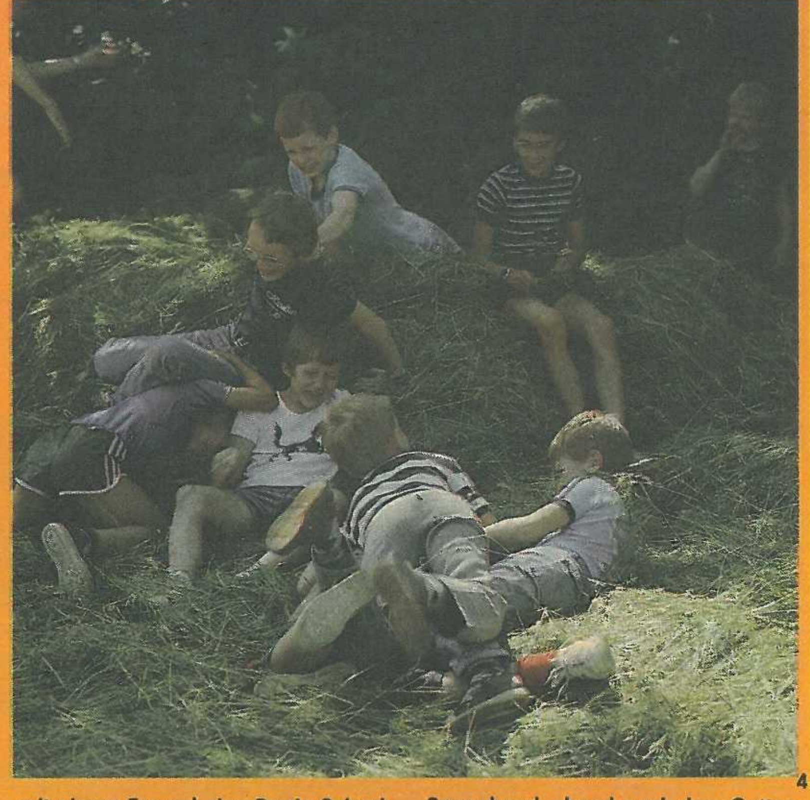
Der Kreuzchor ist, wie der Thomanerchor in Leipzig, ein international angesehener Knabenchor unseres Landes. Knabenchor: das heißt also, daß alle Stimmen, die sonst von Mädchen oder Frauen gesungen werden (also Sopran oder Alt), hier von Jungen übernommen werden. Die jungen Männer nach dem Stimmbruch sind dann die Tenöre und Bassisten. Genau wie die Thomaner sind die Kruzianer aus der kirchlichen Tradition hervorgegangen und haben, in dieser Tradition verwurzelt, auch Aufgaben beim Gottesdienst zu erfüllen. Aber darüber hinaus singen sie bei ihren Konzerten alles, was an musikalischer Literatur in Frage kommt, vom Volkslied bis zum großen modernen Chorwerk. Überall in der Welt, von Japan bis Leningrad, von Madrid bis Basel und zurück im heimatlichen Dresden weiß man den lupenreinen Klang, die künstlerische Qualität und die freudige, musikantische Art des Auftretens der jungen Sänger zu schätzen. Und überall in der Welt kommen sie herum.

Wundervoll, das möchte natürlich jeder gerne. Welches Kind wäre nicht begeistert von dem Gedanken, innerhalb eines Jahres in Tokio, Moskau, Basel und Riga aufzutreten? Aber ohne Fleiß kein Preis.

Das beginnt schon bei der Vorauswahl. Im Kreuzchor kann man von der 4. Klasse ab sein. Das heißt, daß die Vorauswahl unter den Interessenten schon vor der 3. Klasse beginnt. Kreuzkantor Martin Flämig und Kantor Ulrich Schicha hören sich gemeinsam mit den anderen Musikpädagogen der Kreuzschule jeden Bewerber sorgfältig an und prüfen seine Musikalität. Ist das Ergebnis positiv, können Kinder aus Dresden in eine Vorbereitungsklasse aufgenommen werden. Die Jungen aus den anderen Gegenden der Republik bekommen ein genau ausgearbeitetes Programm mit, das sie für die Aufnahmeprüfung qualifizieren soll. Notenkenntnis und Vom-Blatt-Singen, Spiel eines Instrumentes, Erkennen und Nachsingen von Intervallen und andere Grundkenntnisse musikalischer Art werden da verlangt.

Wer Kruzianer werden will, muß in Dresden ins Internat, gleich, ob er von weither kommt oder am Ort ansässig ist. Das ist einfach erforderlich, wenn man sich den Tagesablauf in der Kreuzschule besieht. Um halb sieben steht man auf, und bis zu dem Schlafengehen um halb neun Uhr abends gibt es an Freizeit, speziell für die „Kleinen", die noch viel lernen müssen, ungefähr eine Stunde; denn der Nachmittag und der Abend gehen hin mit zweimaliger Chorprobe und den Hausaufgaben.

Aber für jemanden, für den Musik Lust und Freude bedeutet und der ein bißchen Ehrgeiz hat, ist natürlich eine Chorprobe, obgleich man sich dabei sehr konzentrieren muß, nur zum Teil Mühe und Arbeit. Dann lernt man noch ein Instrument nebenher, und der Spaß der Kruzianer am Musikmachen ist so groß, daß die Freizeit oft noch genutzt wird zum gemeinsamen Musizieren.
Einmal, als ich meinem Sohn am Vormittag eine vergessene Sache ins Internat nachbrachte, war eine Klasse gerade im Schulgarten beschäftigt und sang dabei einen Kanon.
Wenn aber wer auf die Idee kommen sollte, daß es sich bei den Mitgliedern des Kreuzchors um bestenfalls versponnene Sonderlinge oder schlimmstenfalls hoffnungslose Streber handeln sollte, der braucht nur einmal einen Blick auf den gepflegten Fußball zu werfen, der da zu jeder freien Minute auf dem Schulhof gespielt wird. Die Kruzianer sind nicht nur begeisterte, sondern auch gefürchtete Fußballer, und einer der jährlichen sportlichen Höhepunkte ist immer das Match gegen die Thomaner aus Leipzig. Dieses Jahr gewannen die Kruzianer. Wenn ich meinem Sohn Glauben schenken kann, gewinnen sie meistens. Aber nicht nur Sportwettkämpfe gehören zum vielfältigen Pionierleben der Kruzianer. Auch die jährliche Fahrt in ein Pionierlager unserer Republik hat gute Tradition.
Was ist das Wichtigste für einen Kruzianer? Ist eine alte Scherzfrage. Antwort: Eine genau gehende Uhr; denn was man dort unter anderem lernt ist, haushälterisch mit seiner Zeit umzugehen. Ein Kruzianer weiß sehr genau, ob er zwischen zwei Proben noch das Buch zu Ende lesen kann, an dem er gerade sitzt, oder lieber mit einem Freund eine Partie Schach spielt, ob er mal den Ball ins Tor jagt oder eine Partie Tischtennis spielt. Bloß Gammeln ist verpönt. Dazu ist die Freizeit zu kostbar. Für lahme Enten ist das nicht die richtige Stelle. Die einzige Zeit, wo man einmal die Seele mit den Beinen baumeln lassen kann, sind die Ferien – denn auch die Wochenenden sind besetzt. Wenn der Kreuzchor nicht gerade auf Konzertreise ist, hat er in der Dresdner Kreuzkirche die Vesper am Sonnabend abend und den Gottesdienst am Sonntag vormittag zu bedienen – einer der Gründe, warum sich am Sonnabend gegen 18.00 Uhr jedesmal vor der Kirche Menschentrauben stauen, die Einlaß begehren. Zu besonderen Anlässen, wie den Christvespern oder den Ostermetten (früh um sechs Uhr!), sind es meist Tausende, und sie sitzen sogar noch auf den Stufen des Altars.
Daß so berühmte Sänger wie Peter Schreier, Theo Adam, Olaf Bär aus dem Kreuzchor hervorgegangen sind, ist bekannt. Aber das bedeutet überhaupt nicht, daß jeder ehemalige Kruzianer Sänger wird oder einen künstlerischen Beruf ergreift. Physiker und Lehrer, Biologen und Kfz-Schlosser entpuppen sich manchmal als ehemalige Kruzianer, und was auf dem Treffen der „Alten", das von Zeit zu Zeit stattfindet, sich alles an unterschiedlichen Temperamenten in die Arme fällt, das kann man sich gar nicht vorstellen.
Dann werden Erinnerungen ausgetauscht. Aber ob man nun von Kreuzkantor Mauersberger in den 50er Jahren gelobt wurde oder mit Kreuzkantor Martin Flämig in den 80er Jahren das Leder ins Tor gejagt hat, das bleibt sich gleich. Es sind Erinnerungen an gemeinsame Anstrengungen und gemeinsamen Spaß und große Erlebnisse, in der Kunst und anderswo. „O Musica, du edle Kunst, mit dir erwirbt man Ehr' und Gunst", sang man vor ein paar hundert Jahren. Im Dresdner Kreuzchor bleibt's dabei, und viel Mühe und Schweiß und viel, viel Vergnügen kommt dazu.
WALDTRAUT LEWIN




4



3

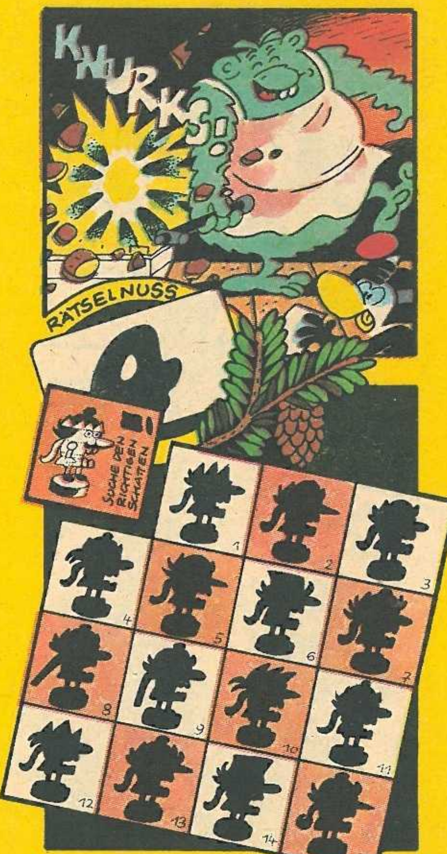
1. Der Kreuzchor singt im Münster von Bad Doberan
2. Chorprobe am Nachmittag
3. Sportunterricht für die Kruzianer
4. Wandertag im Pionierlager

Fotos: Udo Pellmann











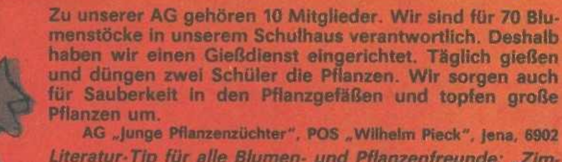






MEINE STARKE SEITE

Redaktion FRÖSI
PSF 43, Berlin, 1026



Zu unserer AG gehören 10 Mitglieder. Wir sind für 70 Blumenstöcke in unserem Schulhaus verantwortlich. Deshalb haben wir einen Gießdienst eingerichtet. Täglich gießen und düngen zwei Schüler die Pflanzen. Wir sorgen auch für Sauberkeit in den Pflanzgefäßen und topfen große Pflanzen um.

AG „Junge Pflanzenzüchter", POS „Wilhelm Pieck", Jena, 6902

Literatur-Tip für alle Blumen- und Pflanzenfreunde: „Zimmerpflanzen" von Editha Thomas, erschienen im Verlag für die Frau, Leipzig.

MEINUNGEN ZUM HEFT:
... die aktuellen Themen sind besonders gut. Man erfährt, wie andere Völker leben und was in der Welt passiert.

Susan Franke, Dittersdorf, 9133

Ich finde Eure Aktion „Prominente und Talente" einfach stark. So ist es jedem möglich, an unsere Künstler heranzukommen ...

Doreen Rieke, Berlin, 1136



Muß man Wellensittichen die Zehennägel verschneiden? Müssen Vögel unbedingt baden?

Ivonne Finke, Dresden, 8030

Die Zehennägel nutzen sich von selbst ab, wenn Stangen vorhanden sind. Das Bad gehört zur allgemeinen Ausrüstung – Haltungshygiene.

Der Beitrag über den Galenbecker See hat mich angeregt, endlich selbst einmal ein Naturschutzgebiet zu besuchen ...

Anja Lange, Dessau, 4500

Mehr als einhundert Naturschutzgebiete gibt es in der DDR. Das Kennzeichen dafür ist die Eule.



Zum Pioniernachmittag hatten wir uns etwas Besonderes ausgedacht. Mit Hacke und Harke zogen wir zum Sportplatz. Wir säuberten den Volleyball- und den Fußballplatz, lockerten die Erde und sammelten das Papier ab. Trotz mühsamer Arbeit machte es uns viel Spaß, und wir waren stolz auf das Ergebnis.

Nadine Schiefelbein, Groß Wokern, 2051

Dufte! Und was steht in eurem Gruppenplan?

Ein Höhepunkt im Schuljahr war unsere Kreis-Russisch-Olympiade. Nach dem Wettbewerb und der Auszeichnung der Besten durch unseren Schulrat feierten wir im Pionierhaus das Fest der Russischen Sprache. Im Pioniercafé gab es selbstgebackenen Kuchen. Die Wissensstraße und die Wörterrätsel während der Disko machten allen Spaß.

Benjamin Minack, Frankfurt (Oder), 1200
FRÖSI-Korrespondent

Übrigens wird die FRÖSI in meiner Klasse gründlicher gelesen, seitdem ich Korrespondent bin.

Durch FRÖSI angeregt, gingen wir auf Entdeckungsreise nach Kulturstätten in unserem Heimatort. Wir bildeten Arbeitsgruppen und wählten den Uni-Turm, das Rathaus und das Planetarium aus. Die davon angefertigten Skizzen übertrugen wir auf große Blätter und gestalteten sie farbig. Ein Begleittext über die Entstehung und Geschichte dieser Sehenswürdigkeiten vervollständigte unsere Arbeit. Nun schmückt ein Foto mit uns und unseren drei Bildern das Gruppenbuch.

Klasse 5 c, Ernst-Thälmann-Oberschule, Jena, 6902

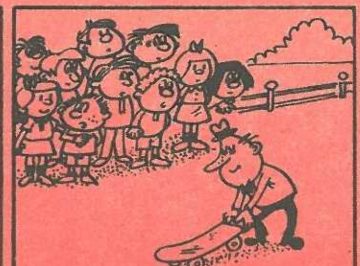
Unsere Klasse ist sehr aktiv. Wir entdecken immer wieder neue Talente, tragen Gedichte vor, singen Lieder und spielen Sketche. Beim Kreiskulturausscheid in Bad Doberan erhielten wir das Prädikat „Ausgezeichnet". Daraufhin durfte unsere Klasse in Berlin ein Programm zur Jugendweihe ausgestalten. Trotz zittriger Knie haben wir unseren Auftritt gut gemeistert.

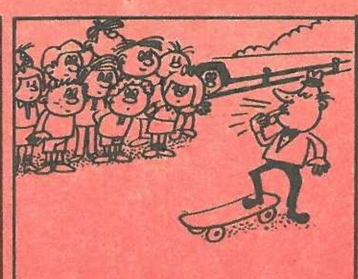
Kathleen Christochowitz, Kröpelin, 2564

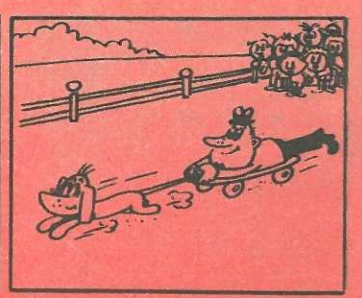
Zeichnungen: Andreas Strozyk
Redaktion: Annette Schlegel

BAUCH-ROLLER

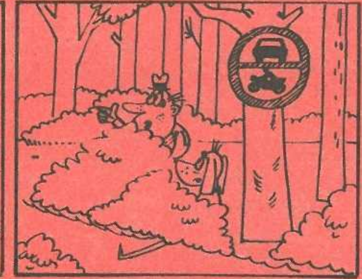


















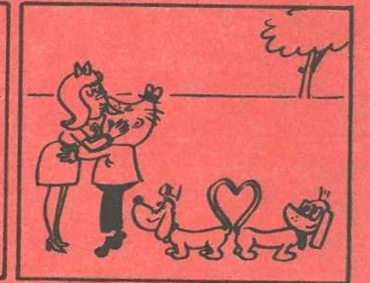
PANNE

HERZ-GANG







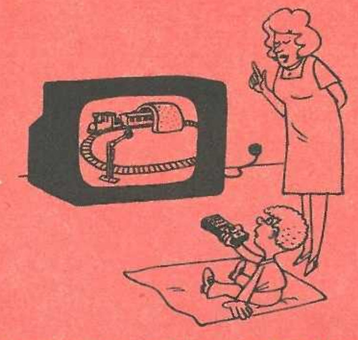




Ali und Archibald
und andere WITZE von Horst Alisch







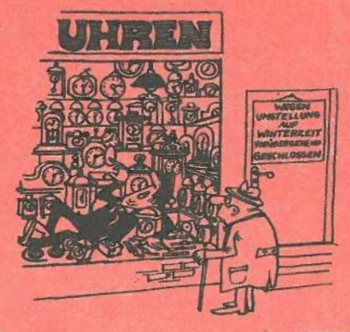


„...UND SPIELE SCHÖN MIT DEINER ELEKTRISCHEN EISENBAHN...“

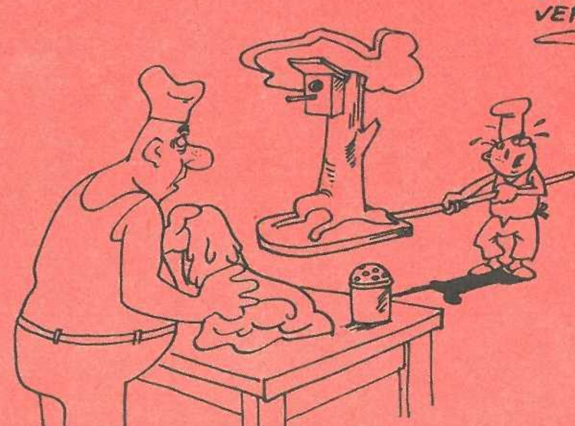


»DIE KUNDIN HAT „RUMKUGELN“ VERLANGT, MEISTER«





„...UND DER VATER IS SO'N JANZER DÜNNER!...“



WENN'S JETZT WIEDER KEIN BAUMKUCHEN IST, LERNE ICH GÄRTNER!





Gripstankstelle

Liebe FRÖSI-Leser-Freunde!
Einige der heutigen Antworten auf viele Fragen an die Gripstankstelle könnten die Überschrift „FRÖSI-vertraulich" tragen.
Ich freue mich sehr, daß immer mehr FRÖSI-Leser auch ihre ganz persönlichen Anliegen schreiben, solche, die man nicht überall bespricht und nur mit guten Freunden berät. Ja, FRÖSI ist wirklich eine Stelle, bei der man sein Herz öffnen kann, zumal FRÖSI durch AHA viele Freunde gefunden hat, die Euch genau Antwort geben können. Es ist klar, bei vertraulichen Problemen nennen wir keinen Namen.
Die vorliegenden Fragen beantwortete Oberarzt Dr. Kölzsch. Damit sie schnell gedruckt werden können, brachte sie mir Prof. Dr. Sönnichsen, Direktor der Klinik und Poliklinik für Hautkrankheiten des Bereichs Medizin (Charité) der Humboldt-Universität zu Berlin persönlich. Und einen handschriftlichen Gruß an alle FRÖSI-Leser gab er mir auch gleich.
Im nächsten FRÖSI-Heft gehen wir zum Zahnarzt. Keine Angst – wir bohren nur nach interessanten, wissenswerten Neuheiten.

Euer Dieter Wilkendorf
Leiter der AHA-Redaktion



Hat man die Augenfarbe geerbt?

Die unterschiedlichen Augenfarben sind durch Pigmenteinlagerungen in die Iris bedingt. So wie die Haut- und Haarfarbe unterschiedlich nach Rasse und Herkunft ist, so ist auch die Augenfarbe unterschiedlich und wird vererbt.

Können Mädchen auch einen Bart bekommen?

Bei Mädchen überwiegen die weiblichen Hormone. Nur wenn die männlichen durch bestimmte Krankheiten oder bei Gabe bestimmter Medikamente relativ hoch sind, entsteht Bartwuchs und vermehrte Behaarung an anderen Körperstellen.

Gehen Sommersprossen nie mehr weg?

Sommersprossen (Epheliden) entstehen bei erblicher Disposition durch verstärkte Einlagerung von Pigment in der Oberhaut. Besonders sind Blonde und Rothaarige betroffen. Im höheren Alter schwinden sie allmählich. Die Therapie besteht im Meiden von Sonnenlicht, Auftragen von Lichtschutzmitteln im Sommer und Behandlung durch medizinische Präparate, die Hydrochinon enthalten. Es ist aber lediglich eine Besserung zu erzielen.

Sind Brustwarzen beim Jungen nutzlos?

Brustwarzen bei Jungen sind nicht zum Saugen für Säuglinge angelegt, haben nur eine ästhetische Funktion. Bei der Entwicklung entstehen im Mutterleib beide Geschlechter. Die Brust der Frau entwickelt sich erst nach der Pubertät unter dem Einfluß weiblicher Hormone.

Ab wann kann ich ein Kind bekommen?

Mutter werden kann man, wenn die Regel eingetreten ist und man mit einem zeugungsfähigen Mann oder Jugendlichen Geschlechtsverkehr hat.

Ab wann ist ein Junge ein Mann, der schon Kinder zeugen könnte?

Ein Junge ist dann ein Mann, wenn neben den sekundären Geschlechtsmerkmalen (Bartwuchs, Hoden- und Gliedwachstum) lebende Spermien in der Samenflüssigkeit vorhanden sind.

Wie entstehen Pickel?

„Pickel" entstehen durch eine Hormonumstellung in der Pubertät. Die Talgdrüsen produzieren unter dem Einfluß vorwiegend der männlichen Hormone (Androgene) verstärkt Talg, der dann sekundär durch Bakterien besiedelt wird. Die verstärkte Talgproduktion führt zu Komedonen (Mitessern), die entzündeten bezeichnet man als Pusteln. Das ganze Geschehen heißt Akne vulgaris. Die Therapie besteht in der Pflege der Haut (keine Seife, regelmäßige Reinigung mit Gesichtswasser), Entfernung der Mitesser (zuerst möglichst durch eine Kosmetikerin erlernen) und Anwendung





kosmetischer und auch medizinischer Präparate zur Bekämpfung der Pusteln.

Gibt es wirklich unter Menschen Zwitter? Wie geht das?

Es gibt echte und unechte Zwitter. Echte Zwitter haben die Fortpflanzungsorgane des Mannes und der Frau, unechte Zwitter haben äußere Geschlechtsmerkmale, die zu ihrem eigentlichen Geschlecht nicht passen, z. B. Männer mit Brüsten. Echte Zwitter entstehen durch embryonale Fehlentwicklungen im Mutterleib. Unechte Zwitter meist durch Hormonverschiebungen im Mutterleib oder auch nach der Geburt.

Sind Leberflecken gefährlich?

Leberflecken sind angeborene Pigmentansammlungen in der Haut, die jeder Mensch in verschiedener Anzahl hat. Sie sind ungefährlich, wenn sie nicht durch Scheuern oder Kratzen irritiert werden. Jukkende, blutende, sich in der Farbe verändernde Leberflecken müssen sofort einem Hautarzt vorgestellt und entfernt werden.

Woran merkt ein Mädchen, wenn die Regel beginnt? Wie fängt das an? Ich bin jetzt gerade 12 Jahre alt.

Die Regel (Menstruation) beginnt meist plötzlich, trotzdem merken viele schon Tage vorher durch Bauchschmerzen den Beginn, dann folgen leichte Blutungen, später verstärkt es sich. Die Regel ist anfänglich noch unregelmäßig, bis sich dann ein normaler Zyklus einstellt. Es gibt große individuelle Schwankungen, auch was den Beginn betrifft.

Warum müssen nur Frauen die Pille nehmen?

Frauen müssen nicht die „Pille" nehmen, sondern nur dann, wenn sie Geschlechtsverkehr haben und eine Schwangerschaft verhüten wollen. Es ist besser, eine Schwangerschaft zu verhüten, als eine Unterbrechung vornehmen zu lassen. Die Pille ist die sicherste Methode der Schwangerschaftsverhütung. Es gibt aber andere, z. B. Kondomanwendung durch den Mann, die aber nicht so sicher sind. Eine „Pille" für den Mann gibt es noch nicht.

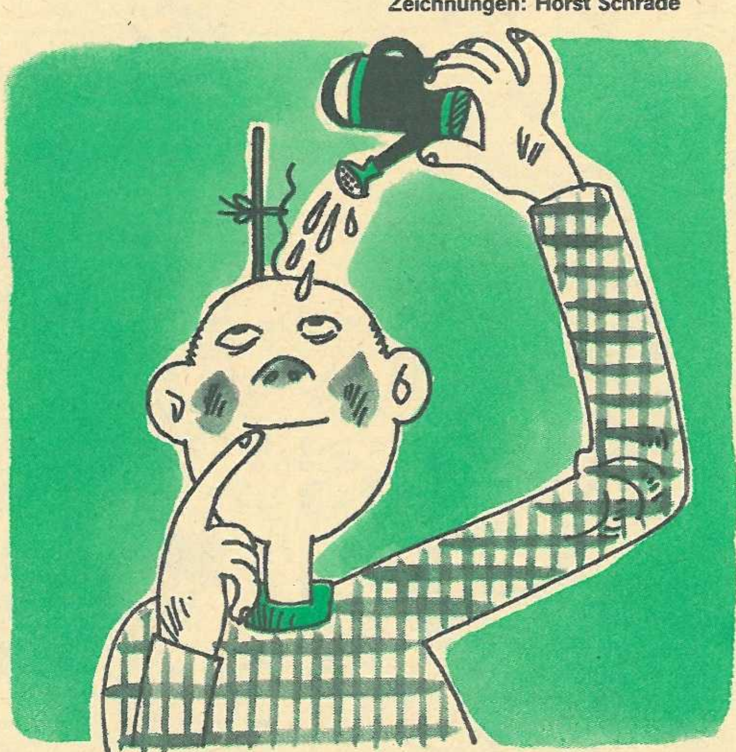
Warum bekommt man Haarausfall?

Haarausfall tritt meist nur bei Männern oder Frauen im Klimakterium auf. Es besteht eine erbliche Disposition bis auf die Fälle, die eine jahreszeitliche Abhängigkeit zeigen. Das Haarwachstum wird durch Androgene auf dem Kopf reduziert, die Haare an anderen Körperstellen nehmen zu, die Oestrogene (weibliche Hormone) führen zur Verstärkung des Kopfhaarbefalls, die Haare am Körper, besonders in der Bartgegend, werden dagegen nicht angeregt. Haarausfall tritt also erst nach der Pubertät auf, ebenso das Bartwachstum der Männer.

Mit freundlichen Grüßen

OMR Prof.Dr. N. Sönnichsen

Zeichnungen: Horst Schrade

















Chanukka

Chanukka, das Lichterfest, beginnt im Winter, nach dem jüdischen Kalender am 25. Tag des Monats Kisslew. Es ist die Zeit, in der die Erde eine Schneedecke über die Ohren zieht und die Sonne erst mittags durch den Wald spaziert – die Tage sind kurz und die Nächte lang. Eine Zeit, wie geschaffen zum Erzählen von Geschichten und Märchen.

*

Vor vielen Jahrhunderten wollte der König Antiochus Epiphanes die Juden zwingen, sich vom Glauben ihrer Väter loszusagen. Er war ein grausamer Herrscher, und seine Willkür kannte keine Grenzen. Einmal fuhr er durch die Straßen, und ein ehrwürdiger jüdischer Greis rief: „Friede sei mit dir!" Antiochus aber geriet in Zorn: „Was fällt diesem Juden ein? Er grüßt mich, als wäre ich seinesgleichen!" Ein anderer Jude hatte dies von weitem beobachtet. Als der König an ihm vorbeifuhr, schwieg er bescheiden.

Antiochus war beleidigt. „Warum grüßt er nicht? Weshalb erweist er mir nicht die gebührende Ehre?" Der König bestrafte beide. „Köpft sie!" befahl er.

Und er verbot den Juden, zu ihrem Gott zu beten, die Heilige Schrift zu lesen, die Feiertage und Gesetze ihrer Vorfahren einzuhalten. Alle wurden getötet, die seinen Befehl nicht befolgten.

Der Tempel von Jerusalem wurde überfallen. „... Antiochus ging trotziglich in das Heiligtum, und ließ wegnehmen den güldenen Altar, Leuchter, und was dazu gehöret. Und das ganze Land ward betrübet von wegen der Wüterey, die darinnen geschah ..."

Verzweiflung erfaßte die Juden. Sie flohen in die Berge und versteckten sich in den Höhlen, andere zogen in die Wüste. Aber auch dort waren sie nicht sicher. Die Häscher des Antiochus überfielen die Juden am Sabbat, dem Feiertag, der den Juden Ruhe gebot. Also wehrten sich die Flüchtlinge nicht. Männer, Frauen und Kinder wurden umgebracht, „... bey tausend Personen."

In jenen schrecklichen Tagen suchte

der Priester Mattatias mit seinen fünf Söhnen die Flüchtlinge auf und ermutigte sie, sich zur Wehr zu setzen. Sein ältester Sohn, Judas Makkabäus, kühn wie ein Löwe, „war allenthalben im Land berühmt, daß alle Unterdrückten zu ihm liefen".

Antiochus hörte davon und rief sogleich ein großes Heer gegen sie zusammen, mit vielen Soldaten und Kriegselefanten und Streitwagen. Jeder Streitwagen war besetzt mit einem Wagenlenker, einem Bogenschützen und einem Schildträger.

Die Juden fragten Makkabäus verzagt: „Wir sind wenige und schwach von Hunger. Wie sollen wir uns mit einem solchen großen und starken Haufen schlagen?"

Makkabäus antwortete: „Wir müssen uns wehren für unser Leben und Gesetz. Das ist gerecht!" und er fügte hinzu: „Ist jemand da, der Angst hat und sich vor dem Feind fürchtet? Er soll heimkehren, damit er nicht die anderen ansteckt und auch ihnen den Mut nimmt!"

Dann gingen sie in den Kampf und jagten Antiochus Epiphanes in die Flucht.

Die Sieger zogen in Jerusalem ein. Als sie den verwüsteten Tempel betraten, klagten sie sehr, zerrissen ihre Kleider und streuten Asche über ihre Häupter. „Säubern wir den Tempel", sagte Makkabäus, „entfernt die Götzenbilder des Antiochus!"

So bereiteten sie die Wiedereinweihung ihres Tempels vor.

Alles war bereit. Nur der siebenarmige Leuchter, die Mĕnora, mußte angezündet werden. Dazu brauchten sie Olivenöl. Aber nur ein kleines Kännchen war vorhanden. „Das ist zu wenig", meinten sie traurig, denn die Mĕnora darf nicht erlöschen, und das Öl reichte höchstens für einen Tag.

„Entzünden wir unseren Leuchter trotzdem", sagte Makkabäus.

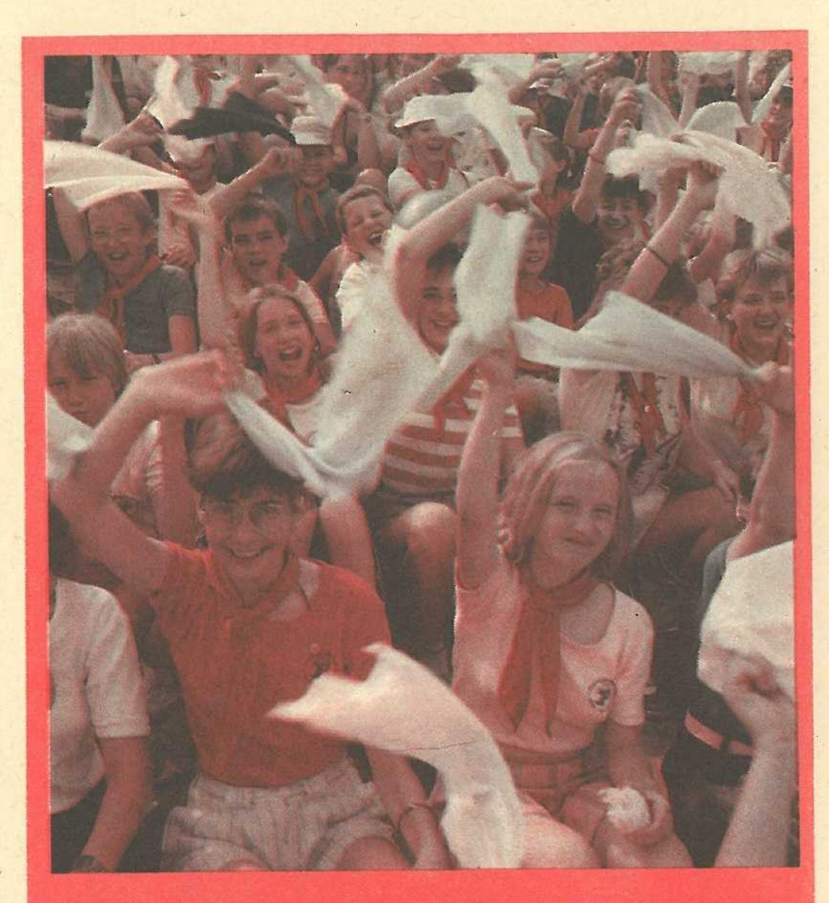
Und ein Wunder geschah: Die von einem einzigen Kännchen Öl gespeisten Lichter brannten nicht nur am ersten Tag, sie brannten auch am zweiten und am dritten, sie leuchteten volle acht Tage, bis die Priester neues Öl angefertigt hatten.

„... Und alles Volk beschloß, daß man jährlich vom 25. Tag des Monats Kisslew, acht Tage das neue Altarfest halten sollte mit Freuden und Danksagung ..."

Zur Erinnerung an den Sieg der Makkabäer und an das Lichtwunder, feiern die Juden das Lichterfest Chanukka. Alle jüdischen Feste sind schön. Es liegt ein Zauber in ihren uralten Traditionen, den feierlichen Liedern, die nur an diesen Tagen gesungen werden, und den Speisen, die man nur an diesen Tagen zubereitet. Eines der Feste ist den Kindern am liebsten: Chanukka. Sie lieben dies Fest, weil sie Geschenke bekommen und süßes Gebäck essen dürfen. Vor allem freuen sie sich auf das Lichteranzünden. Sie nehmen das Bedienungslicht, das Schammes genannt wird – am ersten Tag zünden sie das erste Licht an und jeden neuen Tag eines mehr. Bis der Chanukkaleuchter in vollem Glanz strahlt.

BODO SCHULENBURG

Zeichnung: Erich Gürtzig



Einfach toll!

„Wir bitten, die Plätze bis 16.15 Uhr im Block G einzunehmen. Eingang über Tor 41 ..." – Wie trocken und ohne jegliches Gefühl klingt der Text, der am Ende der Einladung zu lesen war. Wie war es wirklich? Karl-Marx-Stadt im August, am 17. August 1988. Das VIII. Pioniertreffen sollte eröffnet werden.

Gedränge, Zehntausende von Menschen stehen und warten, harren geduldig auf das große Ereignis. Ich bin für einen Moment ganz benommen. Doch da ist der vertraute Ruf „Zehnergruppe acht". Aha, jetzt geht es also los. Vieles ist schon Routine. Im Schneckentempo steigen wir die Stufen zur Tribüne hinauf. Endlich auf den Sitzen. Der erste Eindruck des Stadions auf mich: riesig. Es übertrifft alles bisher Gesehene. Jetzt bestätigt sich die Ahnung: Dies wird etwas ganz Besonderes, das man ein ganzes Leben nicht vergißt. Es ist laut, unheimlich laut, und jetzt, wo es noch nicht einmal begonnen hat, fühlt man sich schon mitgerissen. Die Stimmung ist einfach toll. Sie überrollt jeden wie eine Lawine. Wen sie nur berührt, der ist von ihrer guten Laune angesteckt. Es geht los. Die Fanfaren, ein Chor von 400 Stimmen, die Rufe von Zehntausenden geben jedem das Gefühl von Einheit. Eine Empfindung, die der ähnelt, die man bei der Eröffnung der Olympischen Spiele spürt. Man fühlt sich wie eine Feder, möchte alles Glück der Welt in einem Wort herausschreien. Aber jetzt sitzt man nicht zu Hause am Fernseher, sondern ist hautnah dabei, erfaßt von der Mexikanischen Welle.

Hinter mir sitzt eine füllige Pionierleiterin, die mit lauten Rufen verkündet, woher sie kommt: „Gera! Gera!" Dann wird die Flamme des VIII. Pioniertreffens entzündet. Sie brennt nicht nur hier im Stadion, sie brennt auch in den Herzen aller Teilnehmer. Obwohl eine hochsommerliche Hitze herrscht, stört diese innere Wärme nicht. Nun erheben sich alle, fassen einander an den Händen und singen gemeinsam das Lied „Frieden der Welt". Es ist ein noch junges Lied, doch drückt es den Wunsch nach Frieden aller Kinder der Erde besser als sonst ein anderes aus.

Beim Singen überkommt mich ein seltsames Gefühl. Ich möchte weinen vor Freude, schwebe. Ich bin glücklich wie nie zuvor. Seitdem sind schon einige Monate vergangen, doch die Erinnerung an dieses Erlebnis ist so lebendig, als hätte ich das alles erst vor wenigen Stunden erlebt. Der Abstand dazu macht es mir erst heute möglich, das Eindrucksvolle an den Tagen im August zu erfassen.

*

Ich möchte mich bei allen bedanken, die mir diese vielen schönen Erlebnisse ermöglicht haben.

Katja Schöler, 12 Jahre
Rohrbach, 6821

(Preisträger im Literaturwettbewerb der Pionierorganisation „Ernst Thälmann")

Foto: Horst Glocke







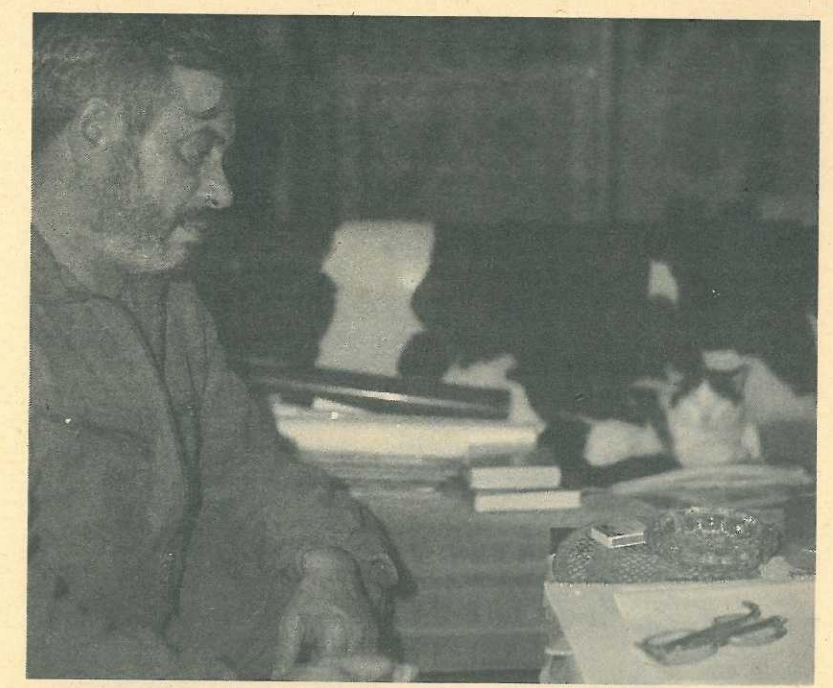












Wölfe

Manche Märchen behaupten, daß der Wolf nicht nur böse, sondern auch dumm sei. Doch das ist schlicht und einfach eine Verleumdung. Schon früh verehrten Menschen die Tiere, welche geschickter waren als sie, darunter auch die Wölfe, und diese Verehrung hielt sehr lange an. Im antiken Griechenland war der Wolf das Tier des Gottes Apollo, des Herrschers über Tag und Licht und eigentlich der Kultur. Die Römer wiederum teilten ihn als Begleiter dem Kriegsgott Mars zu. Im übrigen waren sie den Wölfen besonders verpflichtet: eine Wölfin hatte angeblich Romolus und Remus, die Begründer Roms, gesäugt und deshalb geziemte es sich, den Wolf in die kaiserlichen Banner aufzunehmen.

Erst die wachsenden Ansprüche der Menschen an Grund und Boden, das Roden der Wälder und die Zunahme von Viehweiden verdrängte den Wolf aus den alten Jagdgründen und verwandelte ihn in einen Konkurrenten des Menschen. Man begann ihn zu verfolgen. Karl der Große (742–814) verlieh der Ausrottung der Wölfe direkt Gesetzeskraft, und dieses Gesetz gab es in Frankreich sogar bis 1787, bis es Ludwig XIV. aufhob. Von der Jagd auf Wölfe wurde aber noch lange nicht abgelassen; Napoleon setzte das Gesetz sogar erneut in Kraft. Der gesunde Menschenverstand siegte erst im Jahre 1871, als man die Wölfe in Frankreich schon fast an den Fingern abzählen konnte. Dann gewährte man nach und nach den Wölfen sogar einen minimalen Schutz. Das „Märchen" jedoch über den bösen Wolf lebt bis in unsere heutige Zeit hinein.

Keine Angst vor Wölfen hat ein Herr, der Werner Freud heißt und in Merzig (BRD) wohnt. Er studiert, wie Wölfe in Gefangenschaft die Eigenarten eines Raubtieres behalten, die sie brauchen, wenn sie in die freie Natur zurückkehren. Das ist nötig, weil in ganz Europa auch der Wolf von der Ausrottung bedroht ist. Die imposante Kulisse des Waldes bildet die rechte Umgebung für die Wölfe. Der Mann, von den Einheimischen „Wolf" genannt, geht hinter die hohe Umzäunung mit doppelt gesichertem Eingang. Entsprechend seiner Gewohnheit bringt er das Futter – große Fleischstücke. Unter den Wölfen herrscht friedliche Erregung. Das Rudel teilt sich. „Wolf" erhält die Meldung seines Vertreters, während die anderen in höflichem Abstand warten. Die Wölfe halten sich genau an die „Etikette", und im Rudel herrscht fast militärische Disziplin. Die Meldung ist erstattet, der Abstand schwindet, das Rudel vermischt sich wieder, und ihre Mitglieder begrüßen „Wolf", jeder aber nach seinem Rang und seiner Stellung. Ich bin verblüfft. Das verlokkende Fleisch hat inzwischen kein einziger nicht einmal angerührt. Die Wölfe bemühen sich in erster Linie um „Wolfs" Gunst. Auf die Äußerungen der Zuneigung antwortet, so zart wie möglich, die Masse der Tiere, vor allem die Männchen. Schließlich beißt „Wolf" symbolisch in ein Stück Fleisch hinein, knurrt und den ungeduldigen, schon erwachsenen Wölfen geht es bis unter die Haut. „Wolf" aber wirft sein Stück Fleisch weg – das ist für das Rudel das Kommando zum Fressen.

Nur der Laie glaubt, daß sich das Rudel blindlings auf das Fleisch stürzen würde. Das geübte Auge nimmt das schnelle, aber genau festgelegte Herantreten in einer bestimmten Reihenfolge wahr. Der größte Teil des Fleisches verschwindet schnell, die restlichen Stücke warten darauf, ob sich irgendwo noch etwas regt. Aber unter den Wölfen ist keiner mehr hungrig. Die Wölfe halten die Tischsitten und die entsprechende Ordnung ein. Niemand nimmt despotisch mehr, als er braucht.

Ich bin ratlos. Mein Deutsch hilft mir jetzt überhaupt nichts, die Töne der Wolfsgespräche verstehe ich nicht. Mit resigniertem Blick wende ich mich in Tschechisch mit einer Frage an meinen Nachbarn: „Was erzählen sie denn da?" Unterdessen war mir entgangen, wer eigentlich mit Heulen angefangen hatte. Das Heulen verstärkte sich, es schlossen sich noch weitere Rudel an; denn in den fünf Gehegen leben hier fünf Rudel, das heißt, 15 europäische, 6 arktische und 5 dunkle Waldwölfe aus Kanada. „Wolf" ist nun ein Wolf auf Pfo-



ten. Fünfmal muß er den Pelz wechseln – Entschuldigung, die Bekleidung – wegen des Geruchs. Jedes Rudel verlangt „seine" Uniform. Ich weiß nicht, was ich zuerst bedienen soll: das Tonband oder den Fotoapparat.

Die erste Begegnung mit den Wölfen ist zu Ende. Wir fahren im Geländewagen zurück. Wir begrüßen „Wolfs" Frau, die nun schon 15 Jahre lang ihren Mann mit den Wölfen teilt. Die Wärme des Hauses wird von vier zahmen Wolfswelpen verstärkt. Eines von ihnen habe ich auf dem Schoß und dabei wechseln meine Blicke von den Trophäen aus Afrika, Asien und Südamerika zu Tonband und Notizblock. Nach dem Essen frage ich, was die Voraussetzungen für das Zusammenleben mit den Wölfen sind und erfahre dabei, daß das vor allem Instinkt, Freimachen von menschlichen Gewohnheiten, Bemühungen zur Art und Weise wölfischen Benehmens vorzudringen, die Fähigkeit, sich in die Tierpsyche hineinzuversetzen, Mut zum Risiko und schließlich das Können, blitzartig auf unvorhergesehene Situationen zu reagieren, sind.

Am nächsten Morgen erfahre ich noch mehr. In Kurzform: Wölfe sind sorgsame und gewissenhafte Eltern, aber die gesunden Jungen und Jungwölfe drängen die Schwächeren rücksichtslos von der Milchquelle und den Fleischbissen weg. Diese werden dadurch immer schwächer und verhungern schließlich. Bei diesem Konkurrenzkampf benutzen sie auch die Zähne und Krallen und ihren Körperdruck. Das zeigte sich besonders bei den Jungtieren, die, wie man später erkannte, grauen Star hatten. Der scheinbare harte Konkurrenzkampf diente somit der Auswahl der leistungsfähigsten Individuen, die so zu einem echten Rudelmitglied heranwachsen konnten. Unangenehme Erfahrungen prägen sich in das Gedächtnis der Jungen ein und spiegeln sich im Verhalten bis ins hohe Alter hinein wider.

Wölfe wachsen schnell heran. Die Jungtiere, im Alter von 10 bis 12 Wochen, sind schon fähig, Hühner zu reißen. Arktische Wölfe entwickeln sich etwas langsamer. Das Bezwingen derselben großen Tiere zeigt sich bei ihnen erst drei bis vier Wochen später als bei ihren europäischen oder kanadischen Verwandten. Um so leistungsfähiger sind sie im Erwachsenenalter.





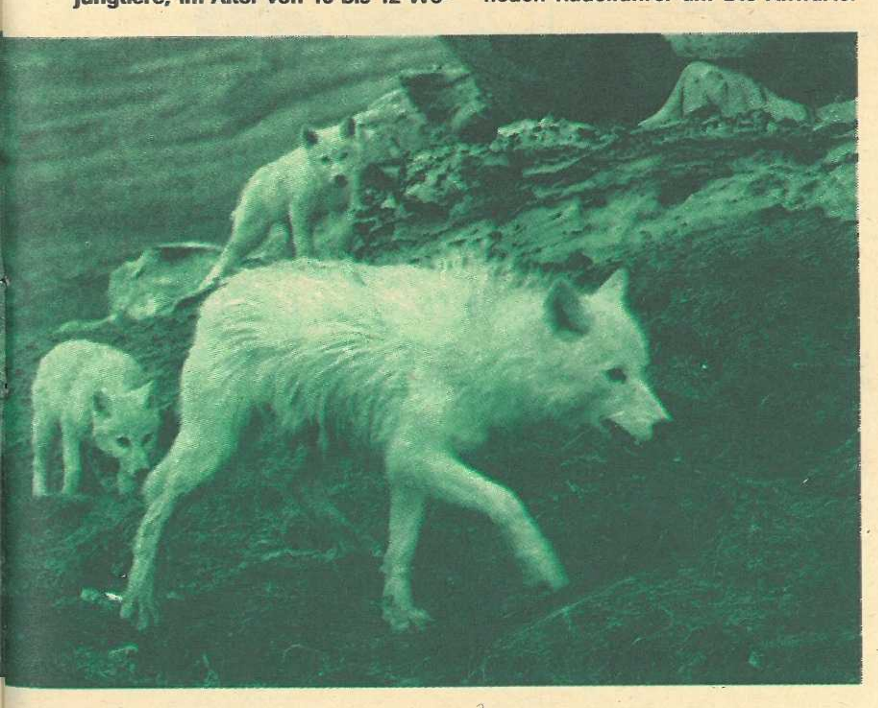
Die Rangfolgen sehen im Rudel ungefähr so aus: Dem Oberwolf, in unserem Falle „Wolf", sind gewöhnlich die sogenannten Alpha-Wölfe unterstellt. An zweiter Stelle stehen die Alpha-Wölfinnen. Wenn ein Alpha-Wolf verschwindet (hat sich abgesondert, ist umgekommen u. ä.), schließen sich die Alpha-Wölfinnen dem neuen Rudelführer an. Die Anwärter auf diesen Rang zeigen sich schon in der Jugend – sie bringen dem Alpha-Wolf schon im Alter von drei bis vier Monaten Fleisch. Auch die älteren Alpha-Wölfe bringen „Wolf" das Fleisch. Das ist die Äußerung der Anerkennung und des Bestrebens, dessen Gunst zu gewinnen. Das Hundeapportieren ist somit den Wölfen angeboren, ebenso wie das Pfotegeben. Die jungen Wölfe schmeicheln sich so bei den älteren Wölfen ein, und in der Paarungszeit wenden sich auf diese Art und Weise die Alpha-Wölfinnen an ihre Freier und streicheln dem zugeneigten Alpha-Wolf über das Fell.

Bei Vollmondnächten sind die Wölfe ungewöhnlich aktiv, dafür schlafen sie dann am Tage. Einen Schlafenden zu stören ist ungehörig, das wird von keinem Rudelmitglied zugelassen. Sprechen freilich müssen die Wölfe erst lernen. Das Zusammenrufen zum Beispiel ist nicht angeboren, das lernen die Jungtiere von den Eltern.

Die Wölfe aus der Nähe zu beobachten, ist ein erstaunlicher Anblick. Vieles in ihrem Verhalten ist dem Menschen bekannt – unsere Hunde sind noch in vielem wie Wölfe. Andererseits sind aber die Wölfe viel scheuer, viel reservierter und – Kynologen, seid nicht beleidigt – viel artiger und manierlicher. Ja, Wölfe sind Raubtiere, die durch ihre Eleganz und die Leichtigkeit ihrer Bewegungen bestechen, die Vielfältigkeit ihrer Stimme und der strengen Ordnung im Leben. Sie verdienen die Aufmerksamkeit und den Schutz, auch wenn sie ihr raubtierhaftes Wesen behalten haben.

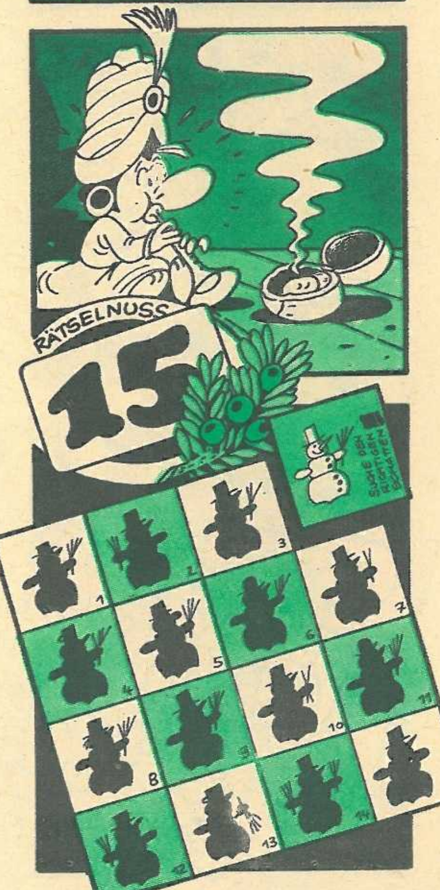
Ing. JIŘI VLČKA

FRÖSI sagt der Bruderzeitung „abc", Prag, herzlich Dankeschön für die Nachdruckgenehmigung.
Übersetzung: Rolf Heilmann
Fotos: Archiv und „abc" Prag









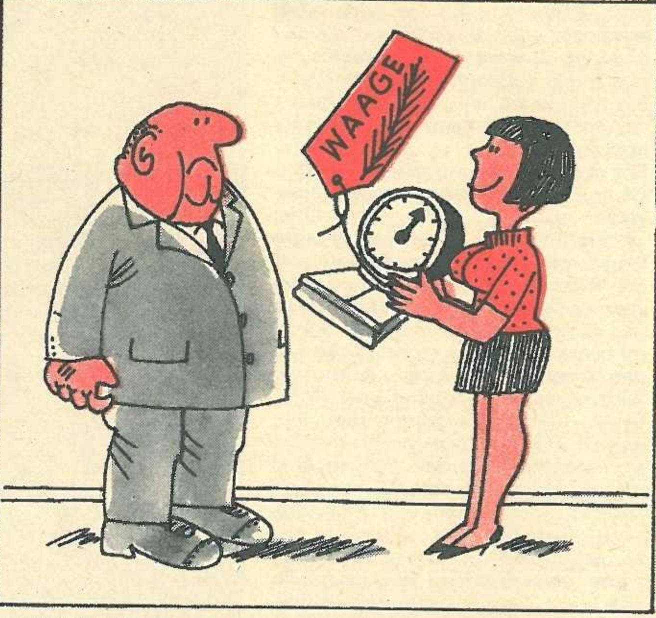










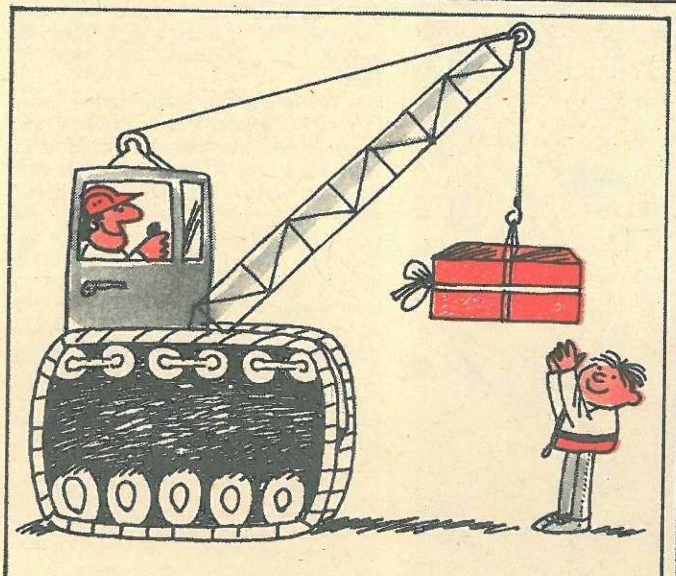


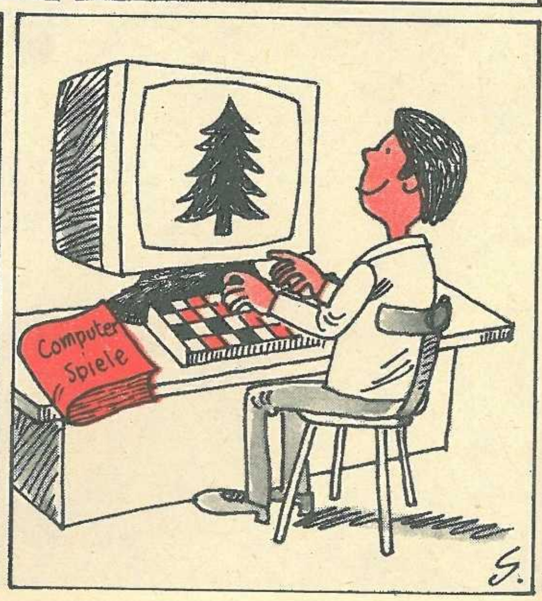
GESCHENKIDEEN!

von Horst Schrade

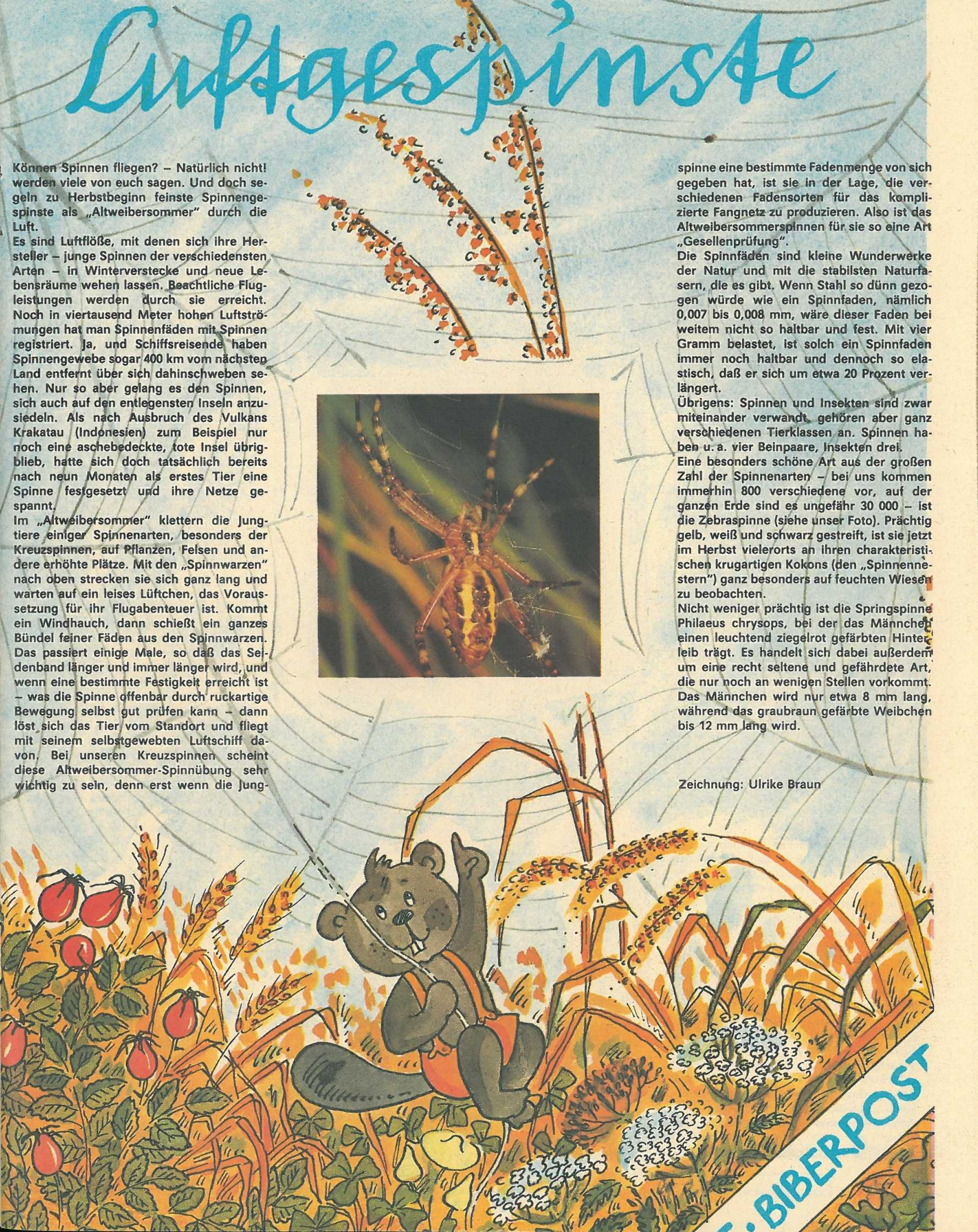








Luftgespinste



Können Spinnen fliegen? – Natürlich nicht! werden viele von euch sagen. Und doch segeln zu Herbstbeginn feinste Spinnengespinste als „Altweibersommer" durch die Luft.

Es sind Luftflöße, mit denen sich ihre Hersteller – junge Spinnen der verschiedensten Arten – in Winterverstecke und neue Lebensräume wehen lassen. Beachtliche Flugleistungen werden durch sie erreicht. Noch in viertausend Meter hohen Luftströmungen hat man Spinnenfäden mit Spinnen registriert. Ja, und Schiffsreisende haben Spinnengewebe sogar 400 km vom nächsten Land entfernt über sich dahinschweben sehen. Nur so aber gelang es den Spinnen, sich auch auf den entlegensten Inseln anzusiedeln. Als nach Ausbruch des Vulkans Krakatau (Indonesien) zum Beispiel nur noch eine aschebedeckte, tote Insel übrigblieb, hatte sich doch tatsächlich bereits nach neun Monaten als erstes Tier eine Spinne festgesetzt und ihre Netze gespannt.

Im „Altweibersommer" klettern die Jungtiere einiger Spinnenarten, besonders der Kreuzspinnen, auf Pflanzen, Felsen und andere erhöhte Plätze. Mit den „Spinnwarzen" nach oben strecken sie sich ganz lang und warten auf ein leises Lüftchen, das Voraussetzung für ihr Flugabenteuer ist. Kommt ein Windhauch, dann schießt ein ganzes Bündel feiner Fäden aus den Spinnwarzen. Das passiert einige Male, so daß das Seidenband länger und immer länger wird, und wenn eine bestimmte Festigkeit erreicht ist – was die Spinne offenbar durch ruckartige Bewegung selbst gut prüfen kann – dann löst sich das Tier vom Standort und fliegt mit seinem selbstgewebten Luftschiff davon. Bei unseren Kreuzspinnen scheint diese Altweibersommer-Spinnübung sehr wichtig zu sein, denn erst wenn die Jungspinne eine bestimmte Fadenmenge von sich gegeben hat, ist sie in der Lage, die verschiedenen Fadensorten für das komplizierte Fangnetz zu produzieren. Also ist das Altweibersommerspinnen für sie so eine Art „Gesellenprüfung".

Die Spinnfäden sind kleine Wunderwerke der Natur und mit die stabilsten Naturfasern, die es gibt. Wenn Stahl so dünn gezogen würde wie ein Spinnfaden, nämlich 0,007 bis 0,008 mm, wäre dieser Faden bei weitem nicht so haltbar und fest. Mit vier Gramm belastet, ist solch ein Spinnfaden immer noch haltbar und dennoch so elastisch, daß er sich um etwa 20 Prozent verlängert.

Übrigens: Spinnen und Insekten sind zwar miteinander verwandt, gehören aber ganz verschiedenen Tierklassen an. Spinnen haben u. a. vier Beinpaare, Insekten drei.

Eine besonders schöne Art aus der großen Zahl der Spinnenarten – bei uns kommen immerhin 800 verschiedene vor, auf der ganzen Erde sind es ungefähr 30 000 – ist die Zebraspinne (siehe unser Foto). Prächtig gelb, weiß und schwarz gestreift, ist sie jetzt im Herbst vielerorts an ihren charakteristischen krugartigen Kokons (den „Spinnennestern") ganz besonders auf feuchten Wiesen zu beobachten.

Nicht weniger prächtig ist die Springspinne Philaeus chrysops, bei der das Männchen einen leuchtend ziegelrot gefärbten Hinterleib trägt. Es handelt sich dabei außerdem um eine recht seltene und gefährdete Art, die nur noch an wenigen Stellen vorkommt. Das Männchen wird nur etwa 8 mm lang, während das graubraun gefärbte Weibchen bis 12 mm lang wird.

Zeichnung: Ulrike Braun

Delikatessen

FRÖSIs rote, runde Emmy wollte wissen: Was wird aus dem Altpapier? Im VEB Papier- und Kartonwerke Schwedt brachte sie's in Erfahrung:
In den Betrieb kommen jeden Tag per Lkw, Bahn oder Schiff riesige Mengen Altpapier an. Rund 500 Tonnen – das sind etwa 40 volle Eisenbahnwaggons – werden täglich von den Papier- und Kartonmaschinen vertilgt. Dafür verzichten sie sogar auf einen Teil anderer Delikatessen wie Holzschliff und Zellstoff. So können mit jeder Tonne Altpapier zwölf ausgewachsene Bäume gerettet werden.

In der Papierküche

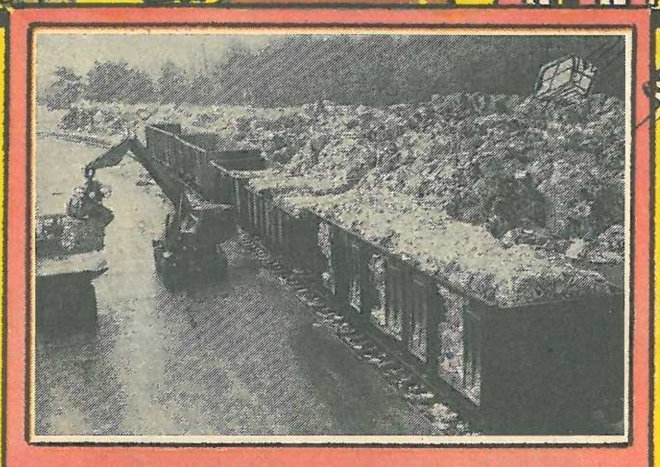
Schaut euch die riesigen Zeitungsballen an! Meterhoch werden sie zunächst im Papierlager unter freiem Himmel gestapelt. Von hier gelangt das Papier über Förderbänder zur Auflösung. Es landet in riesigen Trögen. Das sind die Turbolöser. Darin wird das Altpapier zu Brei aufgelöst. Der sieht zuerst sehr grau und unappetitlich aus. Auch Fremdstoffe schwimmen darin herum. Die müssen raus. Ilona Weinberg und ihre Kollegen, die Anlagenfahrer, sorgen dafür. Sie ziehen Heftumschläge, Tücher, Gürtel, Portemonnaies aus der Breimasse. Dabei wünschen sie sich sorgfältigere Sammler. Solche, die Zeitungsbündel fest verschnüren und möglichst nur Papier gleicher Sorte bündeln, denn Zeitungen und Zeitschriften, bedruckte Buchseiten oder beschriebene Heftseiten können in der Deinkinganlage verarbeitet werden. Deinking bedeutet Druckerschwärze herauslösen. Das klappt bei gefärbten Pappen oder farbigen Buch- und Hefteinbänden natürlich nicht.
Schauen wir uns den Deinkingprozeß genauer an. Hier wird grauschwarzer Schaum abgeschöpft, die schmutzigen Teile des Papierbreis. Sobald die Zusammensetzung der aufgelösten Papiermasse der Norm entspricht, kann sie mit neuen Bestandteilen für Papier und Karton zu den hungrigen Monstern gelangen. Diese Ungetüme, die Papier- und Kartonmaschinen, sind 80 Meter und länger. Hier entsteht fester, heller Karton in verschiedenen Sorten. Ihr findet ihn später als Waschmittel- oder Schuhkartons, Pappteller oder Schachteln wieder.



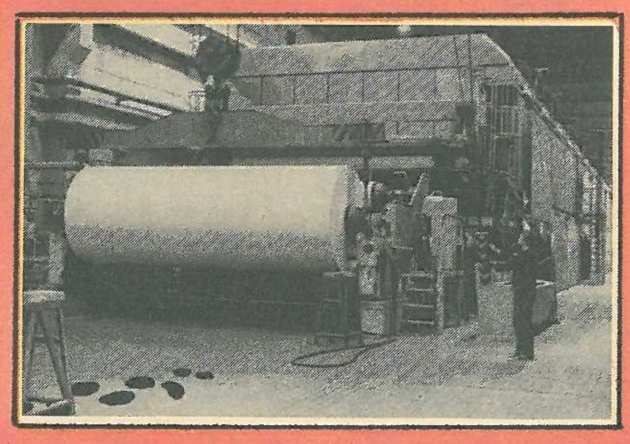
EMMY-REPORT

GERETTET!

Ick kieke, staune, wundere mir – ein Bergmassiv aus Altpapier.

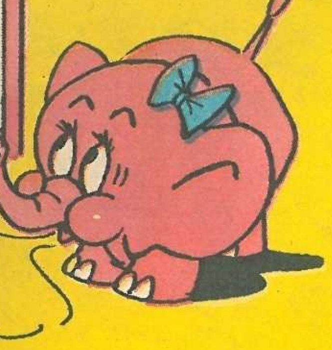


...noch wirkt es grau und schmuddelig; doch wartet ab, das ändert sich...



...seht einmal, wie es sich verwandelt, wenn man es maschinell behandelt.





Mach's gut, ich muß für Nachschub sorgen. Du hörst von mir – vielleicht schon morgen.

Fotos: Horst Glocke
Zeichnungen: Horst Alisch

Kleinstes Ungetüm spuckt aus

Nur 80 Meter ist es lang, genannt Papiermaschine 1. Am Ende ihrer langen Produktionsstrecke werden neun bis zehn Tonnen schwere, 5,20 Meter breite Papierbahnen aufgerollt. Ihr seht solch eine riesige Rolle auf dem Foto. Daraus wird Druckpapier für viele Tageszeitungen. Damit die Papierqualität stimmt, wacht Herr Konrad Berger in der Steuerzentrale der gewaltigen Maschine, daß diese den heißen Brei gut verdaut. Viele Geräte mit ihren optischen und akustischen Signalen helfen ihm bei seinem Dienst rund um die Uhr. Schließlich soll nur einwandfreies Druckpapier aus Schwedt geliefert werden. Ohne Altpapier jedoch wäre eine ausreichende Produktion nicht möglich.
Ihr seid den Schwedter Papiermachern wichtige Helfer. Wenn ihr in den Schulferien kein Altpapier sammelt, knurrt ihren „Riesenmonstern" manchmal ein bißchen der Magen. Deshalb legt beim Sammeln ruhig noch einen Zahn zu. Sorgt mit dafür, daß jedes ausgediente Papierstückchen wieder zu Brei werden kann.

DORIS MÜLLER



Wen bestrickt Inka?

Inka bestrickt nicht nur ihre Fans, sondern bleibt auch weiterhin ihrem Hobby treu. Sie strickt einfache Pullover – für sich selbst, manchmal auch für gute Freunde. Mit sehr dicken Nadeln und sehr dicker Wolle, wie sie uns lächelnd verrät.

Ute & Jean

erinnern sich an ihre Kinderzeit:
Ute: „Am liebsten habe ich in Indianerbüchern gestöbert. Gemeinsam mit anderen Kindern spielte ich das Gelesene nach.
Außerdem brachte ich mir selbst das Gitarrespielen bei und klimperte dann oft und sehr gern."
Jean: „Ich war damals im Segelfliegen, was mir viel Freude bereitet hat. Übrigens wurden bei uns im Dorf Altstoffsammlungen groß geschrieben."

Winterurlaubsfreuden

Inka: „Ich fahre sehr gern Ski, Alpine und Langlauf. So ist mir Mühlleithen bei Klingenthal in guter Erinnerung, wo wir jedes Jahr Winterurlaub gemacht haben. Leider war in den letzten Jahren wenig Zeit für Urlaub im Sinne von Verreisen."

Übrigens

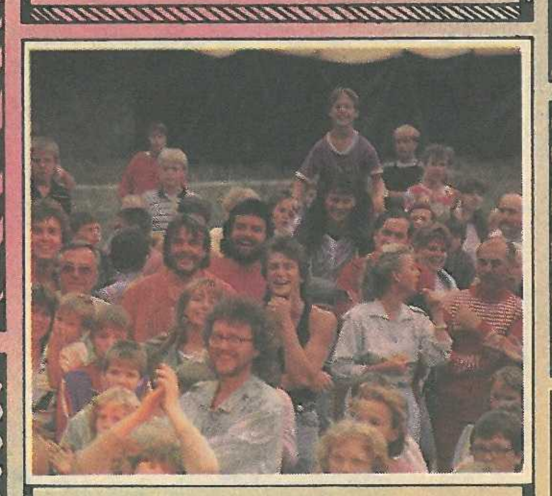
... sind Entenbraten und Kohlrouladen die Lieblingsgerichte von Ute & Jean.
... sagte uns Bernd Walter zum Thema Mode: „Auf der Bühne ist Mode das halbe Leben. Privat sollte sich jeder so kleiden und zurechtmachen, daß er sich wohlfühlt. Nur Narren machen jede Mode mit!"
... interessiert sich Tina für den Reitsport, hat ihn auch, als sie noch zur Schule ging, selbst betrieben.
... mochte Hendrik Bruch besonders seinen Physiklehrer, Herrn Glawion. Vielleicht, weil er bei Lärm mit der Trillerpfeife für Ruhe sorgte.
... sind u. a. Gummitiere eine Leidenschaft von Gerda Gabriel.

Mini-Interview per Telefon

mit Henry Schultka von Fundbüro:
Welche Jahreszeit liebst Du besonders?
„Den Frühling. Alles beginnt zu grünen, und die Knospen sprießen."
Dein Lieblingssportler?
„Katharina Witt."
Wie hältst Du Dich fit?
„Durch Rock 'n' Roll-tanzen."
Welche Zeitungen liest Du?
„Die ‚Berliner Zeitung' und natürlich die ‚FRÖSI'.
Was hältst Du vom Winterurlaub?
„Nicht viel, ich bekomme so schnell kalte Füße!"
Dein Berufswunsch als Knirps?
„Autoschlosser."

Pop-Spruch

Karussell legt euch folgendes ans Herz: Kein Ding ist auf der Welt so hoch und wert zu achten, als Menschen, die mit Fleiß nach keiner Hoheit trachten.



Habt ihr schon etwas vom „FRÖSI-TALENTE-KARUSSELL" gehört? Rund 10 000 Pioniere aus allen Teilen der DDR müßten sich eigentlich daran erinnern können. Und alle anderen erfahren im nächsten FRÖSI-Heft, was sich dahinter verbirgt. Nur soviel sei schon verraten: Die Redaktion FRÖSI spielt dabei eine Rolle, viele Talente stellen sich vor, und die Rockgruppe KARUSSELL ist immer mit dabei! Und wir sagen euch auch, weshalb die Musiker der Rockgruppe beim „FRÖSI-TALENTE-KARUSSELL" hin und wieder im Publikum stehen.

Für all' die, die es immer noch nicht wissen:

Ines Paulke PSF 130 Berlin 1142	Ralf „Bummi" Bursy postlagernd Berlin 1147
Inka postlagernd Berlin 1141	Hendrick Bruch postlagerd PA Marzahn I Berlin 1140

Wem sollen wir welche Fragen stellen? Schickt eure Zuschriften zur „Fan-Post" und zur Aktion „Prominente und Talente" an:
Redaktion FRÖSI
„Meine starke Seite"
Postschließfach 43
Berlin
1026

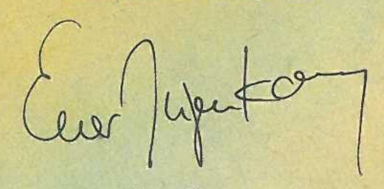
Auf Tour

durch verschiedene Jugendklubs unseres Landes sind im November/Dezember die Rock 'n' Roller von Fundbüro, u. a. in Gera, Karl-Marx-Stadt, Berlin.

Erfolg

haben, heißt für Fundbüro, wenn ihre Auftritte und ihre Musik dem Publikum Freude bereiten. Macht es den Leuten Spaß, strahlt das auch auf die Musiker zurück.
Fundbüro tritt oft vor Kindern auf, und das ist jedesmal ein besonderes Vergnügen – für beide Seiten. Die Kinder werden einbezogen, dürfen beispielsweise auf die Bühne kommen und die Instrumente ausprobieren.

Ständig bin ich für Euch unterwegs, aber meinen Wunschzettel für den Weihnachtsmann habe ich immer noch nicht aufgesetzt!



Jürgen Karney

	+15		+16		+15
+14	+13	+11			-3
	+7	-3	+3	+10	-1
	+3	+3	+15		+7
+1	+17	+13	-6	+8	+14
	+11	-3	+13		+12

Für jede Note den Buchstaben, mit dem sie auf der Tonleiter zu finden ist, einsetzen. Steht eine Zahl darüber, entweder Alphabetisch weiterzählen oder zurückzählen und den so gefundenen Buchstaben notieren.

Sänger-Träume

Hendrik Bruch: „Mein Traum ist es, irgendwann einmal eine eigene Band zu haben und zusammen mit INKA in der ‚Talentebude' des Kinderfernsehens weiterhin erfolgreich zu sein."
Bernd Walter: „Ich habe viele Träume. So wünsche ich mir, daß meine LP das gehalten hat, was ich versprochen habe. Und ich muß bedeutend ruhiger werden."

Die Talentebude

flimmert auch 1990 regelmäßig über euren Bildschirm. Einmal im Monat, donnerstags, 17.15 Uhr, wird sie im Rahmen der „mobil"-Sendung im 1. Programm des DDR-Fernsehens ausgestrahlt.

Texte und Redaktion: Matthias Werner/Heike Westphal, Foto: Wadim Gratschow, Rätselecke: MEAS.

PROMINENTE und TALENTE

ICH HABE MIR VIEL VOR-GENOMMEN!



Kirsten erwartet FRÖSI in ihrer Wohnung. Als wir ihren fröhlichen Sohn Ole, er ist übrigens im FRÖSI-Leseralter, kennenlernen, kommt uns die Idee, ihn ein wenig über seine Mutti, Kirsten, erzählen zu lassen:

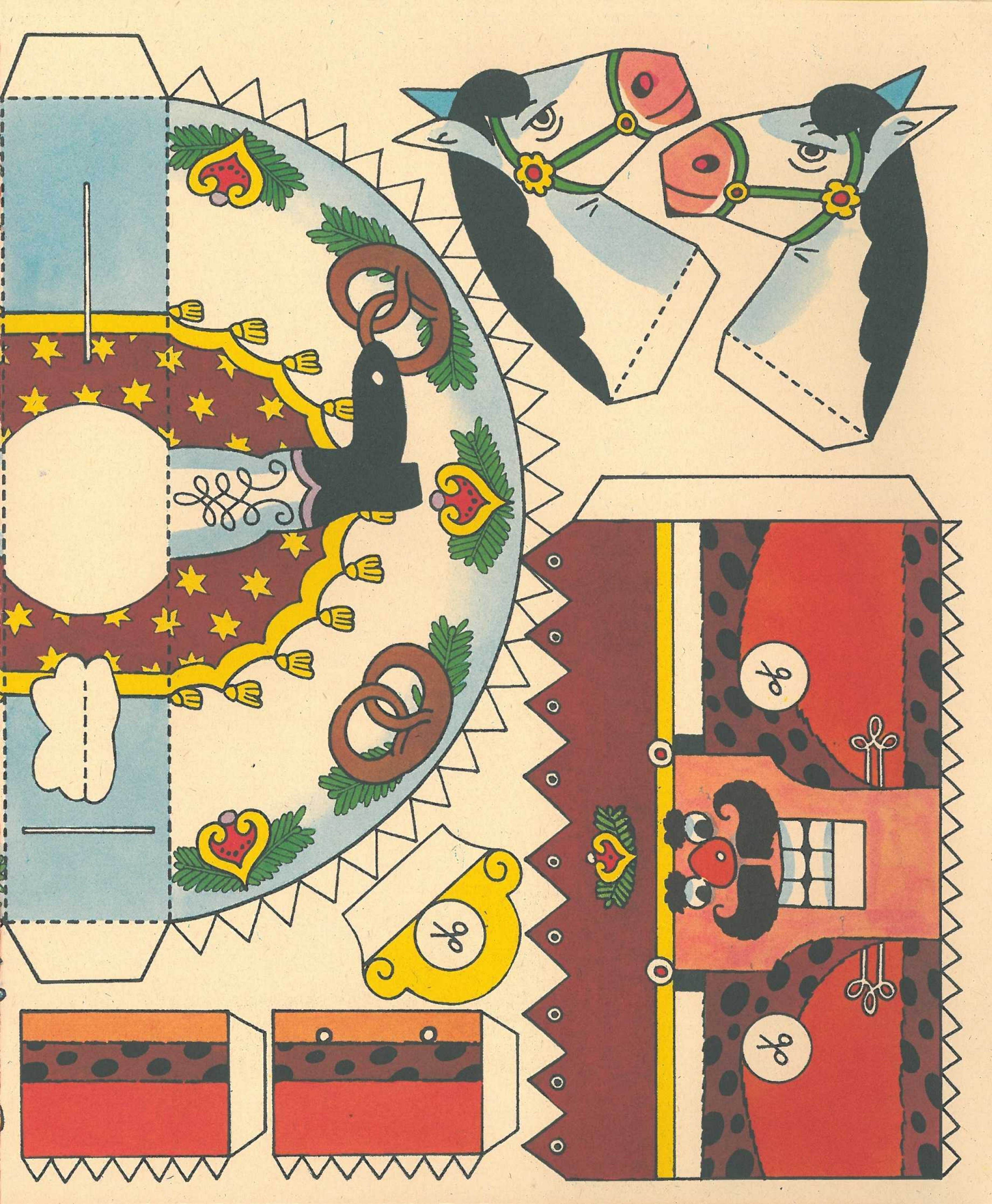
„Inzwischen habe ich mich daran gewöhnt, daß Mutti vielen bekannt ist, auf der Bühne singt und tanzt. Dazu gehört auch, daß Leute zu uns nach Hause kommen, Mutti fotografieren und ihr Fragen stellen. Allerdings, daß man mit mir über meine Mutti spricht, ist neu.

Mutti sagt, ich wäre ihr ehrlichster und wichtigster Kritiker. Schön, wenn meine Meinung so viel zählt. Ich sehe mir nach Möglichkeit jede Sendung an, in der sie auftritt, ob ‚mobil', ‚Ein Kessel Buntes' oder ‚bong'. Das ist nicht schlecht, schließlich sehe ich sie im Fernsehen und darf zugleich länger aufbleiben! Danach ist Mutti immer sehr neugierig, wie es mir gefallen hat.

Mutti ist mein bester Kumpel, und ich bin stolz auf sie. Gerade deshalb sage ich auch, was nicht so schön war. Beispielsweise sind die weiten Hosen, die sie einmal trug, nicht nach meinem Geschmack."

Seit Januar 1989 steht Kirsten gemeinsam mit dem Tanztrio „fun" auf der Bühne. Mit einem 30minütigen Showblock ziehen sie durch unser Land. Die vielseitige Pop-Künstlerin singt, tanzt, moderiert, und „fun" unterstützt sie nach besten Kräften. „Die Drei sind ganz liebe Menschen", erzählt Kirsten, „die besten Kollegen, die ich je hatte. Fleißig und fair."

Ole bestätigt das. Es sind auch seine Freunde. „Oft habe ich ihnen beim Training zugeschaut. Über einen alten Hinterhof und durch eine dicke Safetür führt ein langer Gang zu ihrem Übungsraum. Spiegel sind dort, aber ein richtiger Ballettsaal ist es eigentlich nicht. Ich setze mich dort meist auf die Stufen und beobachte Katrin, Azuka, Thorsten und Mutti beim Tanzen. An jeder kleinen Bewegung wird gebastelt und gefeilt, bis alle ins Schwitzen gekommen sind. Ehrlich gesagt, diese Ausdauer und Geduld hätte ich nicht! Zumal die beiden Frauen recht temperamentvoll



3A

3B

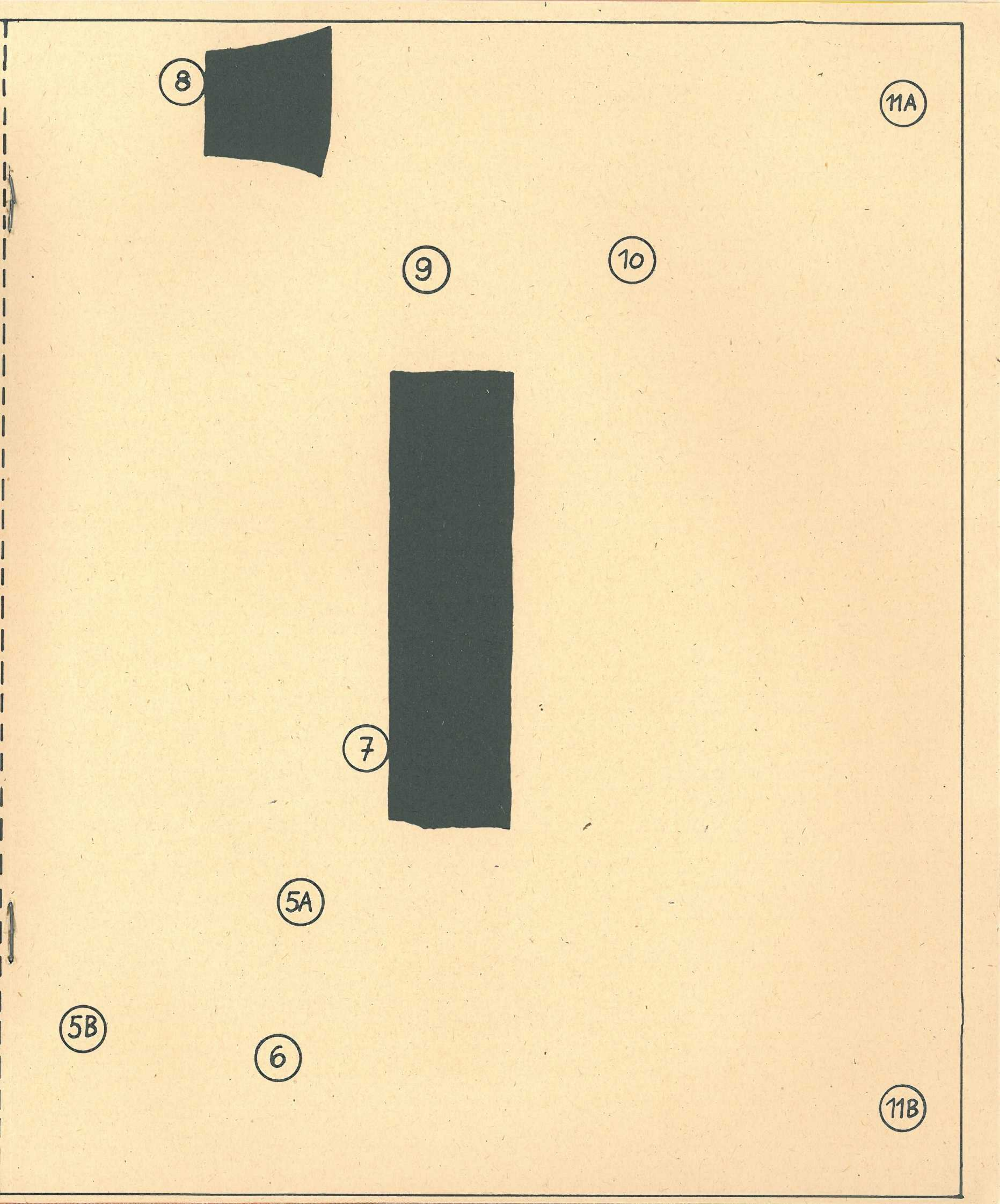
2

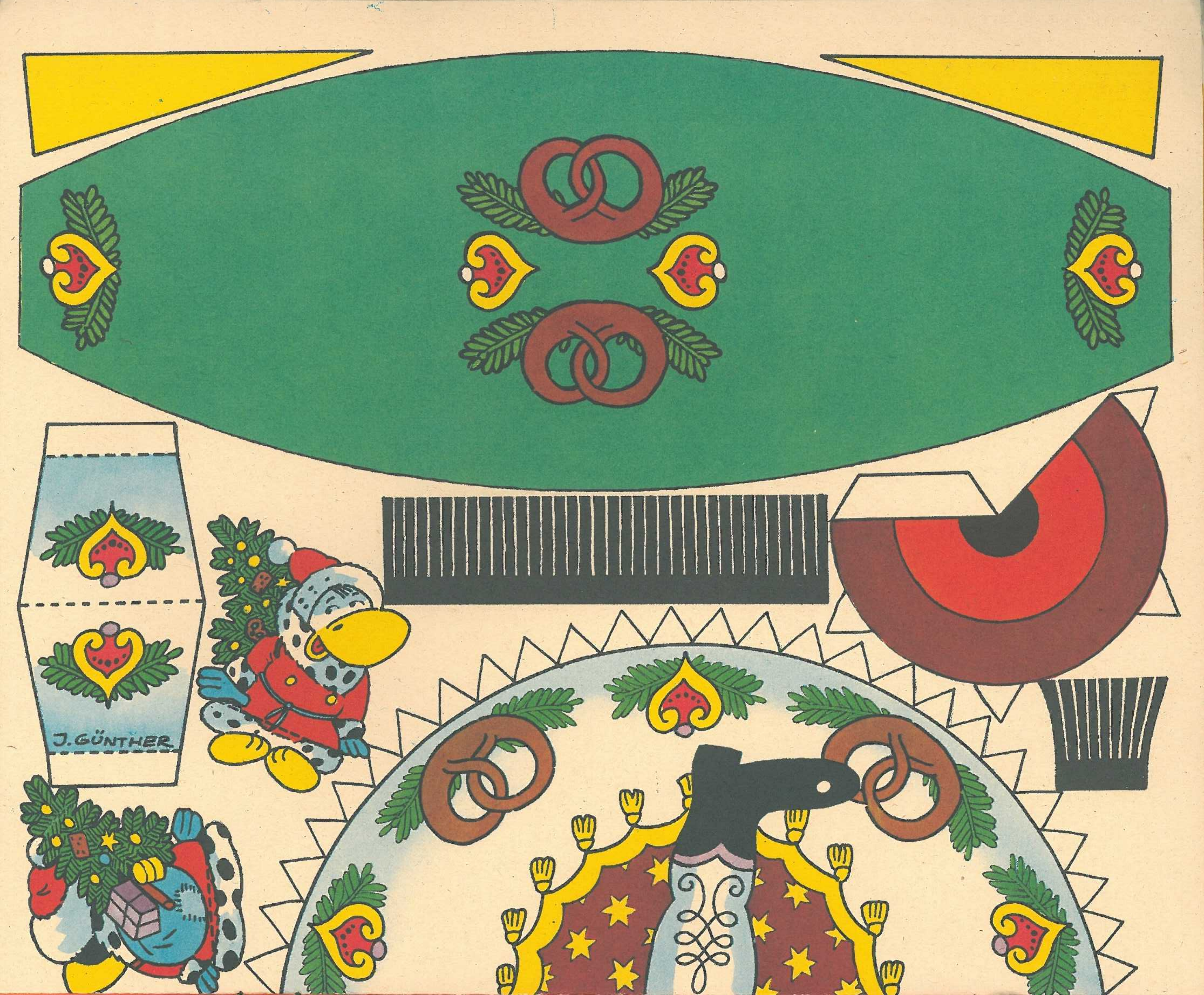
1

12

4B

4A


8
11A
9
10
7
5A
5B
6
11B


J.GÜNTHER

sind. Ein Glück, daß Azuka und Thorsten immer wieder Ruhe in die Übung bringen."
Aber nicht nur das Tanztraining ist harte Arbeit. Die Veranstaltungen von Kirsten und „fun" sind meist für die Wochenenden geplant, das heißt, daß sie für Auftritte an drei verschiedenen Orten schon manchmal 700 bis 800 km zurücklegen müssen.
Von Lampenfieber wird Kirsten nicht verschont. Kurz vor dem Auftritt beginnt sie hin und her zu laufen, packt ein, packt wieder aus. Auf diese Weise reagiert sie sich ab. Sie wird wohl nie vergessen, wie sie sich einmal bezwang und ganz ruhig in ihrer Garderobe abwartete. Kaum stand sie auf der Bühne, kam das große Zittern.
„Meine Mutti ist sicher mehr unterwegs als andere Muttis. Aber sie bügelt das immer wieder aus. Wir zeichnen zusammen, basteln Masken oder ‚spinnen' am Musikcomputer.
Mutti erzählte mir, wie sie mit vier Jahren Klavier spielen lernte und dann mit ihrem Vater, meinem Opa, vierhändig spielte. Besonders gern denkt sie an ihre EOS-Zeit zurück. Mit vierzehn Jahren gründete sie einen Singeklub. Die Lieder, mit denen sie zu dieser Zeit auftraten, erarbeitete sich Mutti abends mit der Gitarre. So entstand auch ihr ‚Angela-Davis-Lied'. Zu den X. Weltfestspielen in Berlin stand der Singeklub dann gemeinsam mit vielen anderen Menschen auf dem Flughafen Schönefeld, als Angela Davis – eine damals gerade freigekämpfte, in aller Welt bekannte Patriotin aus den USA – eintraf."
Kirstens Weg zur Bühne führte zunächst über ein Studium der Psychologie, übrigens heute noch ihr Hobby, zur Musikhochschule „Hanns Eisler". Sie hat schon in vielen Bands gesungen und mitgesungen: „Sound-GM", „Horst-Krüger-Band", „Hinter Glas" u. a.
Seit Januar 1988 arbeitet Kirsten wieder solo. Großen Wert legt sie auf die Tanzbarkeit ihrer Musik. Sie komponiert ihre Titel selbst und teilt sich die Textarbeit mit Iris Hesse. Die Choreographien macht Ferenc Schalmeier vom Fernsehballett.
„Mutti hat eben viele Freunde", sagt Ole. „Aber warum verrät sie nicht, daß sie eigentlich Tierarzt werden wollte, da sie ganz verrückt nach Tieren ist? Papa sagt manchmal zu ihr: ‚Um dich restlos glücklich zu machen, müßte ich dir den Tierpark schenken.'
Einen Tierpark haben wir zwar noch nicht, aber der Anfang ist mit unseren drei Katzen gemacht. Darf ich vorstellen? Mini – eine uralte, schüchterne Katzendame, Katerchen, unser schlauer ‚Oberkater' und Flundi. Mit ihm erlebe ich am meisten. Er ist so ungeschickt, daß er manchmal vom Stuhl fällt oder statt auf das Fensterbrett gegen die Scheibe springt. Einmal habe ich in unserem Garten eine Grube ausgehoben. Wer lag wenig später darin? Flundi!
Eine andere Geschichte. Ist Mutti für längere Zeit unterwegs, geht Flundi sie suchen. Im vier Kilometer entfernten Nachbarort, in dem wir früher gewohnt haben. Mutti und ich mußten ihn schon sehr oft von dort wieder abholen."

*

NACHWORT:
Was schätzt Kirsten an anderen? „Ehrlichkeit. Dabei kommt es mir darauf an, daß sie es gut meinen. Auch eine Notlüge kann manchmal Gutes bewirken."
Sie ist Optimist, sucht überall das Gute. Ihr Lieblingsspruch: „Liebe ist das einzige, das sich verdoppelt, wenn man es teilt!"
Ihre Wünsche für die Zukunft: Daß die Zusammenarbeit mit „fun" so dufte bleibt, daß das Publikum sie mag.
FRÖSI drückt die Daumen, daß ihr neuester Titel „Dann hilf mir" ebenso ein Hit wird wie „Tausend kleine Mädchen" oder „Ein Gefühl der Seligkeit".
Kirsten ist entschlossen, ihrem Sohn Ole zu helfen, ein guter und fleißiger Mensch zu werden.

HEIKE WESTPHAL



Fotos: Wadim Gratschow



RANDNOTIZEN

„Ich würde mich gern an der Posterhitparade beteiligen. Geht es auch ohne gelben Zettel? Mein Favorit ist ‚Bummi'."

Dana Höffling, Hoyerswerda, 7700

„Ich bin ein großer Fan von Ines Paulke und finde ihre Lieder ganz toll. Sie ist auch immer so hübsch anzusehen. Ich tippe Ines."

Manuela Müller, Naumburg, 4800

„... Ich würde mich über ein Poster von ‚Bummi', Hendrik Bruch oder IC freuen."

Manja Remmler, Dresden, 8021

Drei Meinungen zu unserer Posterhitparade. Wir bitten euch noch um ein klein wenig Geduld.

Im nächsten Heft wird das Geheimnis gelüftet. Unser Jahreskalenderposter für 1990 erscheint und zwar mit dem Interpreten, der die meisten Stimmen erhielt.
Verraten können wir schon heute
- *daß sich über 10 000 Leser an der Umfrage beteiligten,*
- *daß aus dem Bezirk Karl-Marx-Stadt die meisten Zuschriften eintrafen, gefolgt von den Bezirken Dresden und Halle,*
- *daß sich zum Beispiel für Inka Leser von 3 bis 86 Jahren entschieden, für Ulf und Zwulf 4- bis 17jährige und für IC 5- bis 34jährige Leser,*
- *daß zum Beispiel für die Gruppe KARUSSELL zweimal soviel Jungen als Mädchen stimmten und für Ines Paulke soviel Mädchen als Jungen.*







Einen Schatztruhenschlüssel erhalten:

Ehrenschlüssel: Pionierorganisation „Ernst Thälmann"
– Pionierpalast „Ernst Thälmann", AG „Junge Naturforscher"
– 9. POS „Artur Paczinsky", Lichtenberg, AG „Schulgarten"
– POS „Maxim Gorki", Schwedt, Pionierfreundschaft
– POS „Erich Horlitz", Wildau, AG „Einheimische Gewürzkräuter"
– Teil-Oberschule Weißkeißel, Pionierfreundschaft
– Maria Knochenmuß, POS „Ernst Thälmann", Groß Naundorf
– POS „Bruno Kühn", Hoyerswerda, Pionierfreundschaft
– POS „Rudi Arnstadt", Bobenneukirchen, Pionierfreundschaft „Theodor Körner"
– Station Junger Naturforscher „Ernst Haeckel", Karl-Marx-Stadt, AG „Junge Botaniker"
– Kinderheim „Klara Zetkin", Apolda
– POS „J. W. v. Goethe", Gerstungen, Klasse 5a
– POS „K. Kollwitz", Dingelstädt, Pionierfreundschaft
– POS „Makarenko", Dingelstädt, Pionierfreundschaft
– POS „Clara Zetkin", Bischofferode, Pionierfreundschaft
– POS „W. Pieck", Bleicherode, Pionierfreundschaft
– POS „Geschwister Scholl", Heringen, Pionierfreundschaft
– POS „J. R. Becher", Ershausen, Pionierfreundschaft
– Sonderschule für Körperbehinderte „N. Ostrowski", Halle, AG „Junge Gärtner"
– POS Wolferstedt, fakultativer Kurs „Soz. Landeskultur"
– POS „J. Gagarin", Thale, Pionierfreundschaft
– Pionierpalast „W. Ulbricht", AG „Junge Naturforscher"
– Diana Beinlich-Wagner, POS „S. Allende", Groß Weitzsen
– POS „M. Poser", Drognitz, AG „Junge Gärtner"
– POS „Glück auf", Rückersdorf, Pionierfreundschaft
– POS „W. Pieck", Jena, AG „Junge Pflanzenzüchter"
– POS „Rudi Arnstadt", Geissa, Pionierfreundschaft
– POS „O. Grotewohl", Remptendorf, Pionierfreundschaft
– POS „R. Luxemburg", Walldorf, Pionierfreundschaft
– POS „J. G. Seume", Vacha, Pionierfreundschaft
– POS „Bruno Kießler", Hasenthal, Pionierfreundschaft
– POS „J. W. v. Goethe", Schalkau, Pionierfreundschaft
– POS Seeligenstadt, Pionierfreundschaft

Ich ziehe meinen Blätterhut

... vor dem Fleiß, dem Einfallsreichtum, dem Einsatz bei Regen und Sonne, in den Schulgärten und Gewächshäusern, im Wald und auf der Heide, beim Säen, Ernten, Sammeln und Trocknen ... Dunkelrot vor Freude war mein Erdbeergesicht beim Lesen aller Briefe und Karten von Schulen, Pionierhäusern, Arbeitsgemeinschaften und einzelnen Pionieren.

Das Wasser lief mir im Mund zusammen beim Betrachten der vielen Fotos von Obst und Gemüse, das in Schulgärten reifte und geerntet wurde. Fotos steckten auch in einem dicken Brief, der mich aus Weißkeißel von den Pionieren der Teiloberschule erreichte. Da las ich von ganz tollen Schulgartenfesten, von der Hilfe der LPG beim Aufbau eines Gewächshauses, vom Anlegen eines Naturlehrpfades, der im Sommer wie im Winter, im Frühling und jetzt im Herbst als Pionierobjekt gepflegt und weiter ausgebaut wird. Und stellt euch vor, mein Ebenbild, eine Korbine-Puppe, schaut mir jetzt gerade über meine Schulter. Gebastelt hat sie Veronika Koch aus Weißkeißel.

Gern hätte ich zu meinem Schatztruhenerntemarkt mehr als 40 Sieger eingeladen, mit allen hätte ich mich gern unter der Erntekrone im ausgelassenen Tanz gedreht. Aber tröstet euch; schließlich gibt es auch 1990 einen Korbine-Erntemarkt.

Eure Korbine

Text: HELMA HÖRATH Zeichnung: Lieselott Langbein

Korbines fröhlicher Erntemarkt



Zeichnungen: Lieselott Langbein

Glückwunsch all denen, die im Pionierpalast „Ernst Thälmann“ in Berlin am 24. September dabei sein konnten.
Im Mittelpunkt des festlichen Ereignisses stand – wie könnte es auch anders sein – Korbines dickbauchige Schatztruhe, seit März 1989 Gesprächsstoff bei allen Schulgärtnern, Beeren- und Kräutersammlern. Vierzig Preisträger waren gekommen, um mit großer Freude während des Korbine-Erntemarktes zu Ehren des 40. Jahrestages unserer Republik vom stellvertretenden Vorsitzenden der Pionierorganisation „Ernst Thälmann“, Hans-Jürgen Barth, einen goldenen Schlüssel überreicht zu bekommen.
Mit ihren Berichten über großartige Ernteergebnisse in Folienzelten, Frühbeetkästen, sorgsam gepflegten Schulgärten, ihren Bilddokumentationen über Riesenkohlrabis, Pastinaken, Zapallitus, Patissons, Zucchinis, bildschönen traditionellen Zwiebelzöpfen, selbstgenähten Teebeuteln mit wohlriechender Kamille, mit Fenchel, Lindenblüten oder Johanniskraut und den verschiedensten Gewürzkräutersäckchen halfen sie, vielfältig Korbines Schatztruhe bis zum Rand zu füllen. Bevor jedoch alle 40 FRÖSI-Preisträger aufgefordert wurden, mit den 40 goldenen Schlüsseln die Truhe zu verschließen und Hans-Jürgen Barth selbst das letzte größte Schloß sicherte, gaben zwei der „gekrönten“ Preisträger einen gemeinsam verfaßten Brief an die Pioniere des Jahres 2000 hinein. Den Wortlaut des Briefes verrate ich allen FRÖSI-Lesern mit dem Start in das neue Korbine-Jahr.

Eure Korbine



















Weil..., na eben, weil..., oder besser gesagt... – Wie auch immer, unser Alwin sucht noch nach einer passenden Antwort. Und die sollt ihr ihm in den Mund legen. Also: Überlegt euch eine lustige, komische, originelle oder pfiffige Ausrede, schreibt sie auf eine Postkarte und schickt alles zusammen bis 20. Dezember 1989 an Redaktion FRÖSI, Kennwort: Apfel, Postschließfach 37, Berlin, 1056.
Wie immer werden Zuschriften veröffentlicht und mit FRÖSI-Souvenirs belohnt.



Märchen aus Kambodscha
Nacherzählt von Frank-Thomas Suppé

Der Richter mit den langen Ohren

Es war in einem heißen Sommer, als die Sonne unbarmherzig auf Bäume und Hütten strahlte und ihr glühender Atem das Gras und die jungen Reispflänzchen versengte. Die Tiere flohen in die dichten Wälder, und emsig schleppten die Menschen Wasser vom Fluß auf die Felder, um die Ernte zu retten. Schon waren die Teiche hartgetrocknet und noch immer kein Wölkchen am Himmel.
Zum Fluß unterwegs war ein Bauer. Er zog einen schweren Karren, darauf ein hölzernes Wasserfaß. Als er an einen Tümpel kam, hörte er aus dem mattglänzenden Schlamm ein leises Wimmern. Er hielt an und lauschte. Nun sah er es auch – ein Krokodil wälzte sich hilflos vom Bauch auf den Rücken und wieder auf den Bauch und jammerte zum Steinerweichen. „Ach bitte, guter Bauer“, flehte es, „hilf mit fort von hier. Ich bin zu schwach, mich selbst zum Fluß zu schleppen. Hilf, sonst verdurste ich!“
Der Bauer war kein Stein, ihm tat das Tier leid. Vorsichtig band er das kraftlose Krokodil mit einem festen Seil auf den Karren, und schwitzend zog er seine Last zum Fluß. Dort löste er die Fesseln. Da flehte das Tier: „Ach, lieber Bauer, trage mich ins Wasser. Ich schaff's wohl nicht allein.“ Der Mann holte tief Luft und wuchtete es auf die Schultern. So watete er in den Fluß. „Bitte, bester Bauer“, röchelte das schwere Tier, als sein Träger bis zum Bauch im Wasser stand, „bitte noch ein kleines Stück.“ Der Bauer tat noch drei Schritte, schon plätscherte es um seine Schultern. Mit einem Ruck glitt da das Krokodil ins Wasser, tauchte unter und verschwand. Befreit atmete der Bauer auf und wollte schon zum Ufer, als plötzlich aus den braunen Fluten ein Riesendrachen wuchs und zwei Reihen Messerzähne den armen Kerl anblitzten. Bis in die Haarspitzen erschrak er. Das Krokodil grinste und sprach: „Nun, Mensch, ich danke dir für deine gute Tat. Doch jetzt muß ich dich fressen. Für meinen Durst hast *du* gesorgt, *ich* sorge mich um meinen Hunger.“ Da wurde der Bauer zornig: „Das nennst du Dank? Du wärst verdorrt wie der Mais in der Blüte, hätte ich dich nicht mitgenommen. Ich sollte dich besser erschlagen haben, um deine Leiden zu verkürzen, du undankbares Vieh!“ Das Vieh aber lachte. „Versuch's nur, mein Retter, doch paß auf, gleich zerreiße ich dich!“
Ein Hase am Ufer, der zwischen den Sträuchern hervorlugte, sah es und schüttelte den Kopf: „Was treibt ihr da im Wasser?“ Der Bauer rief in seiner Angst: „Komm näher, Hase, und sei unser Richter!“ Das Krokodil war nicht dagegen und dachte sich: Den Hasen hol' ich mir zum Nachtisch. Das Langohr ließ sich den Fall schildern und nickte nur, als der Bauer sprach. Dann begann das Reptil: „Ja, aus dem trockenen Teich hat der Kerl mich gerettet. Aber wer gab ihm das Recht, mich zu schnüren, daß ich vor Schmerzen ohnmächtig wurde. Fast erdrosselt hat er mich. Und da soll ich mit ihm Erbarmen haben?“ Der Hase legte die Löffel an und zog die Stirn kraus. Schon schnappte das gierige Krokodil nach dem Arm des Bauern. „Halt!“ rief der Richter. „Der Fall ist nicht leicht zu entscheiden. Ich muß mir ein Bild von der Sache machen; drum, Bauer, fessele das Krokodil noch einmal, damit ich sehe, wie es gelitten hat.“ Die Kläger folgten dem Rat des Hasen, und bald lag das Schuppentier gebunden auf dem Karren.
„Nun“, fragte der Richter das Krokodil, „ist es so gewesen?“
„Fester war die Schlinge, viel fester!“
„Also, Bauer“, knurrte der Hase, „betrüge uns nicht und zieh!“ Der seufzte und zog. „Viel fester“, brüllte das Krokodil unter Schmerzen, „viel fester war es!“ Und wieder zerrte der Mann an der Schlinge. Schon röchelte das Tier in den Seilen, schüttelte aber immer noch das runzlige Haupt. „Zieh weiter“, sprach der Richter, „wenn es so gewesen ist.“ Der Bauer gehorchte.
„He, Krokodil“, rief der Hase, „war es so fest?“ Das gefesselte Tier versuchte zu nicken und japste schwer nach Luft.
„Nun, Bauer, greife das Bündel und schmeiß es in den Fluß! Da raffte sich der Bauer auf, packte das stöhnende Untier und warf es ins Wasser, wo es ertrank. Der schlaue Richter jedoch huschte geschwind in den Wald.

Noch heute nennt man in Kambodscha einen hinterlistigen und undankbaren Menschen „Krokodil“. Der Hase aber gilt als klug und mutig. Mit seinen langen Ohren hört er vieles, was in der Welt geschieht, und seine Erfahrung hat ihn bescheiden und vorsichtig gemacht.

Zeichnung: Jürgen Günther

Die Klügeren

„Mich laust der Affe!" rief der Schafhirt und sperrte Mund und Augen auf. „Da wackeln Berge durch das Maisfeld!"
Ein Viertelstündchen hatte er die Beine langgestreckt und war ein wenig eingenickt. Nun starrte er mit Mühe in die heiße Flimmerluft. Die Schafe rechts und links glotzten ihn müde an und kauten stumm. „Guckt nicht so dämlich, sagt mir lieber, was sich da im Maisfeld tut!" Bääh, blökt das erste Schaf und bööh das zweite. „Was sagt ihr?" Der Junge ist erschrocken. Was sind das da für graue Hügel? Entschlossen nahm der Hirt die Beine in die Hand, und hurtig flitzte er ins Dorf. „Die Elefanten sind im Mais! Die grauen Berge kommen!" Das ganze Dorf schrie er zusammen. Die Bauern ließen Axt und Hacke fallen und hasteten zum Dorfplatz. Wie war der Schafhirt stolz, als alle ihm allein zuhörten. Die Bauern machten sehr, sehr ernste Gesichter. Elefanten im Mais? Da war die Ernte in Gefahr. Was also tun? Ein Bauer machte einen Vorschlag, ein anderer war dagegen, ein dritter war für den zweiten, ein vierter stimmte wie der erste, ein fünfter schließlich war allein für sich, und alle lärmten sie und zankten. So gab es das schönste Kuddelmuddel auf dem Platz. „Halt!" trat ein alter Mann dazwischen. „So geht das nicht." „Da hat er recht", sprach nun der erste Bauer. Doch wie geht's dann? Der Alte kraulte seinen weißen Bart: „Ich werde mit den Elefanten reden." Die Bauern glaubten ihren Ohren nicht zu trauen. „Du hast die Hitze nicht vertragen", meinte der erste. „Du bist wohl nicht ganz dicht hier oben?" tippte sich der zweite an die Stirn. Den hat der wilde Affe gebissen, dachte auch der Schafhirt. Ganz ruhig blieb der Alte. „Wenn ihr nicht wollt ..." Die Bauern kratzten sich am Kopf. Sie hatten keinen besseren Einfall. Nach vielem Hin und Her und Hin und Hind ließ man den Alten ziehen. Und mit ihm zog der Hirt. In sicherer Entfernung warteten die Bauern – mit Spießen und mit Rasseln.
Der Junge pfiff sich eins und meinte: „Da muß ich wohl gut aufpassen auf den alten Schwachkopf." Schon standen sie am Maisfeld. Die steingrauen Buckel stampften ruhig kauend auf die Wiese zu. Dem Hirten wurde flau im Magen, er griff sich einen festen Knüppel und huschte hinter einen starken Baum. Der Alte wiegte nur den Kopf. Er trat zwei Schritte vor und – war verschwunden. Im Maisfeld. Der Junge riß die Augen auf. O weh, gleich wird er breitgetrampelt, der dumme Alte! Da plötzlich hörte er eine schwache Stimme aus dem Mais. Doch wie er auch an seinen Ohren zog, er konnte nichts erhaschen. Kein Wort, nur Brabbeln. Zornig stampfte er auf: „Der blöde Kerl hat eine Geheimsprache, die will er nicht verraten!" Auf einmal öffnete sich das Feld, und heraus trat der alte Mann mit einem Riesen. „Hilfe!" der Schafhirt duckte sich vor Schreck. Die Schafe blökten böse. Doch wie ein Hund seinem Herrn folgte der Elefant dem Greis und nach ihm ein zweiter, ein dritter, ein vierter Elefant.
„Das ist Betrug! Ich muß den Spuk verscheuchen!" Und übermütig sprang der Hirt hervor, brüllte drauflos und fuchtelte wie angestochen mit dem langen Knüppel. Erschrokken blieb der erste Riese stehen, erschrocken waren auch die anderen. Erst recht der alte Mann. Dann aber schwang der Oberelefant den Rüssel hoch und stieß gewaltig in seine Trompete. Es donnerte im ganzen Wald und – hui, wie der Blitz sauste der Knabe auf den Baum. „Lauf endlich weg, du dummer Mann!" rief er hinunter. Der Alte plagte sich, die Tiere zu beruhigen. Umsonst, sie stoben wütend auseinander – ins Feld, über die Wiese, in den Wald.
Schritt für Schritt wagten sich die Bauern näher. Was war da bloß passiert, wo steckt der Junge?
Der lugte vorsichtig zwischen den Blättern hervor. Puuh, macht er, kein Elefant mehr weit und breit zu sehen. Ssst, rutschte er vom Ast und winkte den Bauern zu. Doch was war das? O weh, erschraken diese. Es knackte laut im Busch, dann schmetterte die Trompete, und der graue Felsen stampfte hervor. Was rannten da die Schafe und die Bauern. Der Alte blieb wie angewurzelt stehen. Husch! saß der Junge wieder auf dem Ast.
Da schlang der Elefant den starken Rüssel um den Stamm und rüttelte und schüttelte das Bäumchen, bis die Krone schwankte. Der Knabe schrie und – plumste hart ins Gras.
Der Elefant blies wieder in sein Rüsselhorn. Da raschelte es in den Büschen, und Berg um Berg trabte friedlich prustend in den Wald. Der kluge Alte wiegte den Kopf, und durch die tiefen Borkenrisse seines Gesichts rieselte ein verschmitztes Lächeln. Er winkte seinen Riesenfreunden nach und spazierte vergnügt ins Dorf. Die Bauern staunten sprachlos.

Zeichnung: Marianne Großmann



















Zu Gast bei einer Bildhauerin

Christine Dewerny, eine Berliner Bildhauerin, arbeitet vorwiegend mit den Werkstoffen Ton, Gips, Sandstein. In ihrer Werkstatt begegnet man Köpfen, Statuetten[1], Medaillons[2], Reliefs[3], Porträtstelen[4], großen Büsten[5].

Ein halbfertiger Geiger, aus Gipsstükken zusammengefügt, grüßt herüber. So scheint's. Noch erkennt man das Drahtgestell in seinem Inneren, noch klebt die Künstlerin hier eine Gipsscherbe an, dort einen Krümel, noch sind die einzelnen Stücke nicht verfugt und das Licht scheint hindurch. Die danebenstehende Kleinplastik eines Cellospielers ist schon fertig. Ganz in der Nähe fällt ein großer Kopf von Hanns Eisler, dem berühmten Komponisten, auf. So hat die Arbeit der Bildhauerin oft etwas mit „Musik" zu tun. Auch baute sie aus verschiedenen Marmorstücken Collagen, die sie „Musikalische Klänge" nennt. Musik aus Marmor? Ein bißchen Phantasie braucht man schon. Christine Dewernys Mann ist Musiker. Sicher hat er sie zu diesem Thema angeregt.

Im Wohnzimmer der Dewernys jedoch steht ein anderer berühmter Mann, der nichts mit Musik zu tun hat. Es ist Thomas Müntzer, der große Prediger und Bauernführer im Großen Deutschen Bauernkrieg. In diesem Jahr begehen wir seinen 500. Geburtstag. Schon andere Bildhauer haben ihn zu verschiedenen Zeiten „verewigt", Büsten und lebensgroße Plastiken von ihm geschaffen. Vergleicht man alle miteinander, entdeckt man an jedem Müntzer anderes. Da niemand genau weiß, wie Müntzer eigentlich ausgesehen hat, wenige noch erhaltene Kupferstiche sind erst 80 Jahre nach seinem Tod entstanden, bringt jeder Künstler seine eigene Sicht mit ein und das in seiner Zeit wichtig Erscheinende. Christine Dewerny hat einen nachdenklichen, aber wachen Menschen mit ihrer Plastik dargestellt, der zur Waffe gegriffen hat und von der Predigerkanzel gestiegen ist, als er merkte, daß Worte in jener Zeit nicht mehr viel vermochten. Als er hingerichtet wurde, war er erst 35 Jahre alt.

Ein Artikel über Christine Dewernys Müntzer-Plastik in der Tageszeitung brachte Schüler und Direktor der Thomas-Müntzer-Oberschule in Blönsdorf auf die Idee, sich direkt an die Künstlerin zu wenden. Sie wollten eine Büste des Mannes in ihrer Schule aufstellen, dessen Namen sie trägt. Da Müntzer auch in der Nähe dieses Ortes gewesen sein soll, fand die Bildhauerin, daß die Kinder einen Müntzer haben müssen.

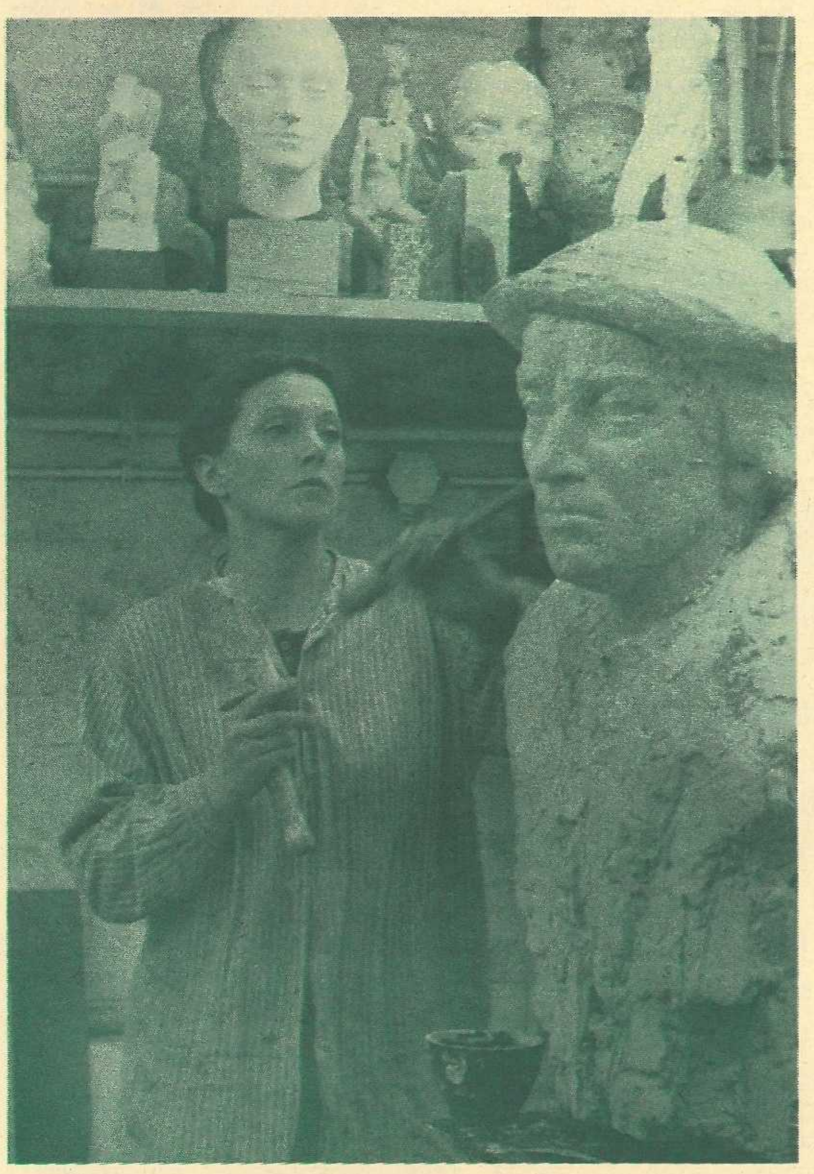
Seit vielen Jahren leitet die Künstlerin einen Zirkel für Plastik im Zentralhaus der DSF in Berlin. Dorthin kommen Erwachsene, die in ihrer Freizeit modellieren. Vor Jahren arbeitete Christine Dewerny auch mit Kindern, formte mit ihnen Tiere, ging mit ihnen ins Museum und unterhielt sich mit ihnen über die Kunst.

Sie hätte gar keinen anderen Beruf wählen können, sagt die Künstlerin heute von sich. Sie mußte sich einfach mit Plastik beschäftigen. Die entscheidenden Erlebnisse für diesen Berufswunsch hatte sie in ihrer Kindheit. Der Vater, Requisiteur am Berliner Ensemble, nahm sie oft mit ins Theater. Dort durfte sie von der Beleuchterbrücke auf die Bühne hinunter und dahinter schauen. Und dabei hat sie unheimlich begeistert, wie sehr am Theater gemogelt wird. Felsen bestehen aus über ein Drahtgestell geklebtem Seidenpapier, Figuren sind aus Schaumpolystyrol geschnitzt; ihr Vater steckte einmal in einer riesigen Puppe, dem Don Juan, der mit Getöse in einer Bühnenversenkung verschwand. Christine Dewerny arbeitete an den Werkstätten der Staatsoper Berlin, absolvierte ein Fachschulstudium als Theaterplastiker und war zwanzig Jahre an der Komischen Oper. Damit ihr Wunsch, Bildhauerin zu werden, auch Wirklichkeit werden konnte, benötigte sie Beharrlichkeit, die entsprechenden Fähigkeiten und ein bißchen Glück. Die Künstlerin konnte gut zeichnen, besaß schon früh ein ausgeprägtes Formgefühl, hatte von ihrem Vater viele handwerkliche Fähigkeiten erlernt, sie ist empfindsam und kann kräftig zupacken.

Eine Plastik zu schaffen, die durch ihre Ausstrahlung die Zeiten überdauert, dazu gehört neben der harten körperlichen Arbeit auch ein Nerv, das Neue seiner Zeit aufzuspüren und in die Figur, in das künstlerische Produkt, einfließen zu lassen.

INES SÖLLNER

Foto: Andreas Klug



Christine Dewerny bei der Arbeit an der Müntzer-Plastik

1) Statuetten: kleine Figuren; 2) Medaillons: Bildkapseln, Rundbildchen; 3) Reliefs: hervorstehende oder vertiefte plastische Bildwerke; 4) Stele: aufrecht stehende Bildsäule oder Tafel; 5) Büsten: Halbfiguren

Möglich oder nicht

Konnten die Kinder Gutenbergs schon Rollschuhe besitzen?

Nein, Rollschuhe gibt es erst seit 1760. Gutenberg starb am 3. 2. 1468.

Konnte Caruso seine Lieder schon von einer Langspielplatte hören?

Nein, Langspielplatten gibt es seit 1950. Caruso lebte vom 25. 2. 1873 bis 2. 8. 1921.

Konnte Otto Lilienthal schon Hosen mit Reißverschluß tragen?

Nein, Lilienthal lebte von 1848–1896. Der Reißverschluß wurde 1912 erfunden.

Konnte Otto von Guericke schon einen Blitzableiter auf dem Dach seines Hauses anbringen?

Nein, Otto von Guericke lebte von 1602–1686. Die Erfindung des Blitzableiters passierte 1750.

Konnte sich Alexander von Humboldt schon röntgen lassen?

Nein, Alexander von Humboldt starb am 6. 5. 1859. Die Röntgenstrahlen wurden aber erst 1895 entdeckt.



Konnte Otto Lilienthal schon mit der Eisenbahn fahren?

Ja, die Strecke Leipzig–Dresden wurde schon 1839 eingeweiht.

Konnte Friedrich II. seinen Truppen bereits per Telefon Befehle übermitteln?

Nein, das Telefon gibt es erst seit 1861. Friedrich II. lebte vom 24. 1. 1712–17. 8. 1786.



Konnte Kolumbus schon Meißner Porzellanteller mit auf die Reise nehmen?

Nein, das Meißner Porzellan erfand Böttger erst 1715.

Konnte Schiller bereits auf einem Dampfschiff fahren?

Nein, das war erst ab 1807 möglich. Schiller lebte vom 19. 11. 1759–9. 5. 1805.

Konnte Jens Weißflog als Kind schon FRÖSI am Kiosk kaufen?

Ja, FRÖSI gibt es seit 1953.

Konnte Galilei schon durch ein Mikroskop sehen?

Ja, ab 1590!



Konnte Goethe schon Kartoffelpuffer essen?

Ja, die Kartoffel kam gegen 1600 nach Europa.

Konnte Thomas Müntzer schon gedruckte Bücher lesen?

Ja, Gutenberg starb 1468. Thomas Müntzer lebte um 1490 bis 27. 5. 1525.

Konnte Otto von Guericke die Zeit schon nach Sekunden messen?

Nein, Sekundenzeiger auf der Uhr gibt es erst seit 1730.

Konnte August der Starke schon eine richtige Taschenuhr bei sich tragen?

Ja, Peter Henlein erfand die Taschenuhr um 1510.



Konnten die Generäle im Siebenjährigen Krieg ihre Kartenskizzen bereits mit Bleistift zeichnen?

Ja, um 1680 wurde der Bleistift in Manufakturen produziert.

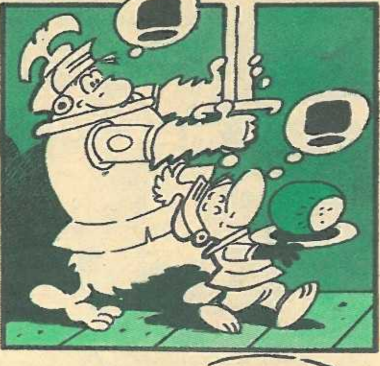
Konnte das erste Motorrad bereits auf einer Asphaltstraße fahren?

Ja, seit 1854 gibt es Asphaltstraßen.

Konnte Gustav Adolf Schur schon 1953 in der „Jungen Welt"-Umfrage zum Sportler des Jahres gewählt werden?

Ja, die Umfrage gibt es seit dem 31. 12. 1953.

Zeichnungen: Horst Schrade







WO IST DIE NÄCHSTE NUSS, OTTO?

SIEHT ABER GEFÄHRLICH AUS. SOLL ICH DIR HELFEN, ALWIN?

JA, SCHALTE SCHNELL DEN GENERATOR AUS!

DANKE, OTTO!

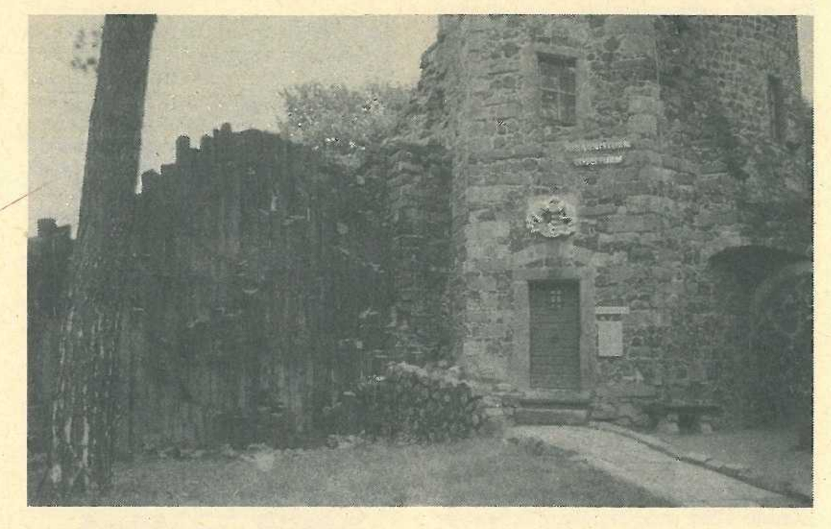
RÄTSELNUSS 10

TASCHEN		
KARTEN		ZEIGER
BUCH		TÜR
MITTAGS		STIFT
HIMMEL		TENNIS
SPEISE		ZIPFEL
BÜRGER		MEER
BILDER		KLASSE
SCHLAF		ZEICHEN
		SCHIFF

SUCHE EIN WORT, WELCHES SOWOHL ZUM RECHTEN, ALS AUCH ZUM LINKEN WORT PASST!

FRÖSI-SEHFAHRT

Steinerne Säulen



Wie eine dicke Beule in der flachen Landschaft – so kommt einem der Burgberg von Stolpen vor. An seinen Seiten klettern die Häuser der Stadt hinauf, und oben auf seiner Kuppe hockt die Burg Stolpen. Guckt man sich das aus der Nähe an, kann man in den Burghöfen sehen, daß der Berg dort aus vielen steinernen Säulen besteht. Sie haben Kanten wie ein Bleistift und gucken in dichten Bündeln aus der Erde hervor. „Wie die Orgelpfeifen sehen sie aus", sagen die Leute.
Wie kommt so was? „Die Landschaft hier, die Felder, Wiesen und Wälder, liegen auf einem Untergrund aus Granitgestein. Aber vor unendlich langer Zeit, vor 30 Millionen Jahren, rumorten unter dem Granit gewaltige Kräfte wie in einem Vulkan. Sie wühlten und drückten, und wo der Granit auch nur einen Spalt nachgab, dort drängelte sich aus großer Tiefe glutheiße Magma hindurch bis an die Erdoberfläche. Magma – das ist feuerflüssiges Basaltgestein. Es quoll und quoll zäh heraus und bildete schließlich einen riesigen dicken Fladen – eine Quellkuppe – eben den Burgberg von Stolpen. Und beim Abkühlen erstarrte der Basalt zu solchen kantigen Säulen. Weil sie ein ungeheuer festes Material sind, nutzte man sie gleich für die Burgmauern und zum Bau der Burggebäude.

Der Felsbalkon

Fährt man mit der Eisenbahn oder einem Elbedampfer in die Sächsische Schweiz, kann man zwischen Stadt Wehlen und Kurort Rathen hoch oben an den Felsentürmen die Bastei entdecken. Das ist ein natürlicher Felsbalkon. Ihn kennt alle Welt, weil er einen wunderbaren Ausblick auf das Tal der Elbe und über das zerklüftete Elbsandsteingebirge bietet. Darüber schrieb der dänische Märchendichter Hans Christian Andersen im Jahre 1831 in einem Brief: „Hier ist es hoch, sehr hoch! Du mußt ein paar Kirchtürme aufeinandersetzen und dann nicht schwindlig werden, wenn du auf der obersten Spitze stehst." Er hat recht – man steht auf der Bastei 193 Meter über der Elbe. – Beim Vorbeifahren kann man da oben einen Brückenbogen erspähen. Er gehört zur Basteibrücke, die in Wahrheit sieben Rundbogen besitzt. Dieses kühne Bauwerk hat man 1850/51 errichtet, um von Rathen aus besser auf die Bastei gelangen zu können. Eine Holzbrücke aus dem Jahre 1826 war morsch geworden und hatte die von Jahr zu Jahr zunehmenden Besucherscharen nicht mehr ausgehalten. Wie kunstvoll die 76,5 Meter lange Steinbogenbrücke auf die hohen, spitzen Felstürme gesetzt worden ist, das sieht man erst so richtig, wenn man den Basteifelsen erklommen hat und ihn „von hinten" beschaut. Das geht gut von der Aussichtsplattform des benachbarten Ferdinandssteins aus. Die Brücke scheint mit den Sandsteintürmen verschmolzen zu sein. Das ist kein Wunder, denn sie wurde aus demselben Material gerichtet. Ihre mutigen Erbauer mußten dabei wie Bergsteiger auf den schroffen Felsen und über 40 Meter tiefen Schluchten arbeiten – eine gefährliche Aufgabe. Ihre Namen sind in den vorletzten Brückenbogen eingemeißelt.

Text und Fotos: Manfred Knoll
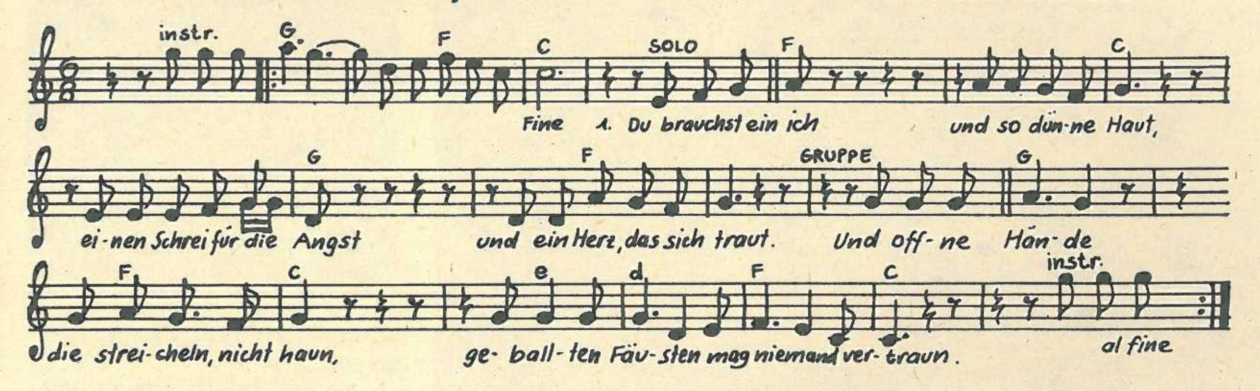


WIR – VON 3 BIS 4

Am Mittwoch, dem 22. November 1989, singt der Rundfunk-Kinderchor Berlin für euch ein „Kleines Friedenslied für Mirjam". Schaltet an diesem Tag um 15.00 Uhr den Berliner Rundfunk ein, Sendung „WIR – von drei bis vier", hört euch das Lied an und laßt eine Kassette mitlaufen. Vielleicht könnt ihr es für euer Gruppenprogramm brauchen.

Kleines Friedenslied für Mirjam

Text: Konrad Weiß
Musik: Thomas Natschinski



2. Du brauchst ein Du
und so viel Geduld,
einen Abgrund für den Haß,
einen Mund für die Schuld.
Und offene Hände …

3. Du brauchst ein Wir
und so wenig Macht,
einen Traum für den Tag
und ein Licht für die Nacht.
Und offene Hände …
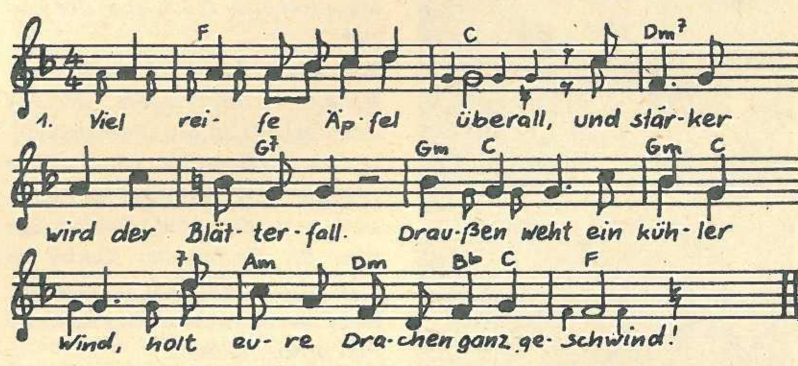


Als Susanne Nielsen Schülerin der 6. Klasse war, schrieb sie das Gedicht „Wenn der Herbst zu Ende geht". Dem Karl-Marx-Städter Komponisten Gerhard Graul ist dazu eine Melodie eingefallen, und so wurde daraus ein Lied. Die 4. und 5. Strophe wird für manchen ein Denkanstoß sein.



Wenn der Herbst zu Ende geht

Text: Susanne Nielsen Musik: Gerhard Graul



2. Der Igel schläft im tiefen Traum,
er träumt von einem Apfelbaum.
Man hört ihn ganz leise schnaufen
in seinem kleinen Blätterhaufen.

3. Auch der Hamster auf dem Feld,
der weiß, der Winter ist bestellt.
Schnell noch ein Korn aus seiner Truhe,
dann legt auch er sich hin zur Ruhe.

4. Für uns beginnt die schönste Zeit,
das Weihnachtsfest ist nicht mehr weit.
Jeder kauft Geschenke ein.
Kann da das Fest noch ferne sein?

5. Drum schnell überlegt drauf los!
Was schenken wir den Eltern bloß?
Was denn nur? Was soll es sein?
Nur dem, der nachdenkt, fällt was ein!



Zeichnung: Lieselott Langbein









BOTSCHAFT AN DIE UNO-VOLLVERSAMMLUNG



Wir, fast 1000 Kinder von 58 ausländischen Delegationen und Thälmannpioniere aus allen Bezirken der DDR, waren Teilnehmer des 32. Internationalen Sommerlagers der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" in der Pionierrepublik „Wilhelm Pieck".
Gemeinsam haben wir gelacht und gesungen, getanzt und diskutiert. Es waren herrliche Ferienwochen in Frieden und Geborgenheit.
Unser Internationales Sommerlager hat gezeigt: Wir alle verstehen uns gut, trotz unterschiedlicher Herkunft, Hautfarbe und Sprache. Wir alle haben die gleichen Wünsche. Wir möchten Frieden und soziale Geborgenheit für alle Kinder der Erde.
Auf unserer Konferenz „Wir Kinder der Welt errichten gemeinsam den Frieden" haben viele Kinder gesprochen. Mit großer Erschütterung haben wir von Leonel aus Nikaragua erfahren, daß er selbst und Tausende Kinder seiner Heimat Waisen sind.

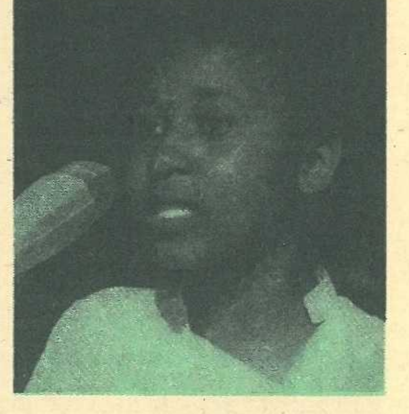


Suha von der Delegation des Staates Palästina und Mamusa vom ANC erzählten uns von ihrer Sehnsucht nach einem menschenwürdigen Leben.
Alexander aus Frankreich berichtete uns über Arbeitslosigkeit und deren Auswirkungen auf die Kinder.
Wir wissen, daß dies alles im Widerspruch steht zu der UNO-Deklaration über die Rechte der Kinder.
Wir, die Teilnehmer des Internationalen Sommerlagers, wenden uns deshalb an die UNO und bitten die Vertreter der Länder, ihre Stimme und Autorität einzusetzen, um die UNO-Deklaration über die Rechte der Kinder so schnell wie möglich in eine für alle Staaten verbindliche Konvention umzuwandeln.
Die Bitten von uns Kindern nach Frieden, Freundschaft und sozialer Gerechtigkeit haben viele Delegationen schriftlich festgehalten.
Es ist unser fester Wille, daß kein Kind mehr durch Krieg, Hunger und Rechtlosigkeit bedroht werden darf.
Wir möchten, daß unsere Erde ein Planet des Friedens und der Völkerfreundschaft, ein Planet glücklicher Kinder wird!

Die Teilnehmer der Kinderkonferenz des Internationalen Sommerlagers der Pionierorganisation „Ernst Thälmann"

Diskussionsbeitrag ANC

Ich heiße **Mamusa Gumede**. Ich bin 14 Jahre alt und wurde in Sambia geboren. Zur Zeit gehe ich in Simbabwe zur Schule und lerne in der 8. Klasse.
Ich spreche im Namen der Delegation



des ANC und aller unterdrückten Kinder Südafrikas.
Ich bin ein Exilkind. Meine Eltern mußten aus politischen Gründen aus Südafrika fliehen. Ich kenne mein Land nicht. Wie gern würde ich mit meinen Eltern nach Südafrika zurückkehren. Aber solange das Apartheidregime herrscht, gibt es diese Möglichkeit für uns nicht.
Wir klagen das Apartheidregime an wegen einer Politik, die die Menschen nach Hautfarbe und Rasse beurteilt. Die Rassisten gewährleisten schwarzen Menschen so gut wie keine Rechte. Rassendiskriminierung ist Gesetz in Südafrika. Viele Familien leben in Elendsquartieren. Die Menschen haben keine Arbeit, und die Kinder müssen hungern. Wer keine Arbeit hat, hat kein Geld. Und wer kein Geld hat, dessen Kinder dürfen nicht in die Schule gehen. Weiße Kinder haben die größeren Bildungsmöglichkeiten. Ihnen gilt die Fürsorge Südafrikas.
Auch um die Gesundheit von uns Schwarzen kümmert sich der Staat nicht. Täglich sterben Kinder, weil ihre Eltern für die ärztliche Behandlung kein Geld haben.
Sicher habt ihr schon gehört oder gelesen, wie Bothas Polizei gegen die Schwarzen vorgeht. Unzählige Menschen schmachten in Südafrikas Gefängnissen, darunter auch viele Kinder. Sie werden gequält und gefoltert.
Wir fordern hier von dieser Stelle: Kein Kind auf der ganzen Welt soll hungern müssen, kein Kind auf der ganzen Welt darf gequält und gefoltert werden. Wir rufen alle hier Anwesenden und die gesamte Weltöffentlichkeit auf, den Kampf des Volkes von Südafrika unter Führung des ANC zu unterstützen.
Und wir fordern: Möge für alle Kinder immer Sonne scheinen!

Diskussionsbeitrag Palästina

Ich heiße **Suha** und bin Palästinenserin. 1980 wurde ich im Flüchtlingsla-



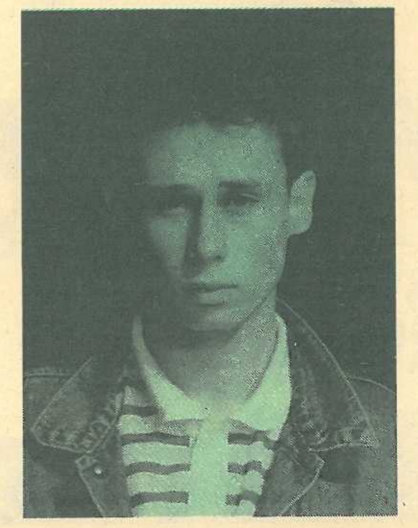
ger Tel-al-Saatar geboren. Nach der Aggression Israels gegen den Libanon 1982 floh ich mit meiner Familie nach Syrien und lebe seit 1984 im Irak.
Mein Vater wurde nach der vollständigen Besetzung Palästinas durch Israel aus Jerusalem, der Hauptstadt Palästinas, vertrieben. Danach lebte er als Kämpfer der palästinensischen Revolution im Libanon, wo er in den Kämpfen gegen den israelischen Aggressor mehrmals verwundet wurde.
Ihr konntet im Fernsehen miterleben, wie israelische Soldaten palästinensische Kinder ermorden, da sie sich nur mit Steinen, Molotowcocktails und brennenden Autoreifen wehren können. Sie begraben Palästinenser lebendig, übergießen sie mit Benzin und zünden sie an. Sie brechen selbst Kindern Hände und Arme und töten mit Giftgas das Baby im Bauch der Mutter.
130 Kinder sind bis jetzt Opfer des israelischen Terrors geworden, mehr als 2000 Kinder im Alter bis zu 15 Jahren sind in israelischen Gefängnissen eingesperrt. Seit Beginn der Intifada im Dezember 1987 durften die Kinder in den besetzten Gebieten nicht mehr in die Schule gehen und lernen. Die israelische Regierung verweigert uns also all die Rechte, die allen Kindern der Welt, auch uns, laut UNO-Beschluß zustehen.
Liebe Freunde!
Diese Politik der Israelis gegen das palästinensische Volk ist eine Politik der Vertreibung oder Ermordung möglichst vieler Palästinenser. Sie wollen ein Groß-Israel ohne Palästinenser. Dagegen wehren wir uns. Die Tagung des palästinensischen Nationalrates in Algier im November 1986 beschloß, den Staat Palästina mit der Hauptstadt Jerusalem auszurufen, weil wir uns nicht mehr vertreiben lassen, sondern in unserem eigenen Staat leben wollen. Das gibt uns neue Hoffnung auf ein baldiges Ende des Terrors, auf Rückkehr in die Heimat, in unser Haus und unseren Garten, in unsere Schulen, Hoffnung und Frieden.
Bisher haben über 110 Regierungen den Staat Palästina anerkannt. Die Regierung Palästinas hat sich bereit erklärt, alle entsprechenden UNO-Resolutionen anzuerkennen.
Die palästinensischen Kinder rufen die Weltöffentlichkeit auf, Israel zu zwingen, diese UNO-Resolutionen anzuerkennen, sich aus den besetzten palästinensischen Gebieten zurückzuziehen und auf einer Nahost-Konferenz endlich einem gerechten Frieden zuzustimmen, damit wir unseren unabhängigen Staat Palästina aufbauen können.

Es lebe die Intifada!
Es lebe der Frieden!
Es leben die Kinder der ganzen Welt!

Diskussionsbeitrag Frankreich

Ich heiße **Alexander**. Aus Anlaß des 200. Jahrestages der Französischen Revolution und meiner wiederholten Teilnahme am Sommerlager, bereits 1987 war ich in der Pionierrepublik „Wilhelm Pieck" zu Gast, bin ich glücklich, die Jugend der Welt im Namen der französischen Pioniere, die ich hier vertrete, zu begrüßen.
Wir, die Pioniere, fordern, daß man die Herstellung von Bomben und Waffen endlich einstellt. Wir wissen, daß es noch viele Tote geben wird, darunter Kinder, wenn die Erwachsenen nicht aufhören, diese Waffen einzusetzen. Das ist ein Jammer, könnte doch das Leben so schön sein. Außerdem kostet ihre Herstellung enorme Gelder, und zur gleichen Zeit gibt es Millionen Kinder, die in Not leben.
Wir denken hierbei besonders an die Kinder Palästinas, welche in der „Intifada"-Bewegung die „Revolte der Steine" durchführen. Doch was können Steine gegen Gewehre ausrichten? Und so leben auch die Kinder in Südafrika und in anderen Teilen der Welt in Unfreiheit. Unsere Herzen sind mit ihnen, und wir können sagen, daß wir sie lieben.
Die Worte „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" sind seit dem 14. Juli 1789 auf die Mauern aller öffentlichen Gebäude geschrieben, so auch auf die Mauern unserer Schule.
Was mich persönlich betrifft: Ich wohne in Drancy in einem Vorort von Paris. Bei uns wohnen 60 000 Einwohner, zur Hälfte in Privathäusern und die andere Hälfte, zumeist Einwanderer aus Nordafrika, in Sozialwohnungen.
Das Leben bei uns unterscheidet sich stark in Abhängigkeit vom Wohnort. In den Treppenhäusern der Sozialwohnungen trifft man oft auf herumlungernde Jugendliche, die ihre Zeit totschlagen, weil sie entweder keinen Arbeitsplatz finden oder es an Erziehern, Lehrern oder Treffpunkten für die Jugend (z. B. Jugendklubs oder Gemeinschaftsräume) fehlt. Ihr lärmendes Nichtstun regt einige Erwachsene auf, die zum Beispiel sogar auf eine Gruppe Jugendlicher schießen, wie das im letzten Sommer in Courneuve der Fall war, wobei ein neunjähriges Kind getötet wurde.
Das sind zum Glück nur Ausnahmen, welche jedoch schon recht häufig in Frankreich vorkommen, mitunter schon jede Woche.
In meiner Schule gehe ich in die dritte technische Klasse, und ich weiß schon, daß für viele meiner Kameraden die Schulzeit damit beendet sein wird, da sie keine Möglichkeiten haben, eine Berufsausbildung zu absolvieren, da einerseits ihr Bildungsniveau ungenügend ist und andererseits nicht genügend Plätze in den Berufsschulen vorhanden sind.
Andere werden Berufe erlernen müssen, die sie nicht selbst ausgewählt haben. Da nicht genügend Ausbildungsplätze vorhanden sind, sind die Aufnahmebedingungen für Berufsschulen sehr hart; zum Beispiel kommen auf 34 Plätze in einer Berufsschule für Radio- und Fernsehübertragung über 500 Bewerber.
Ein weiteres Problem, das für die Jugendlichen meiner Schule und meiner Stadt steht, ist das Drogenproblem. Die Drogen werden oft direkt vor dem Eingang der Schulen verkauft.
Sehr oft werden Arbeitslose zu Dealern, die zu dem geworden sind, nachdem sie schon alles versucht hatten, einen Arbeitsplatz zu finden. Man muß wissen, daß jeder zweite Jugendliche jünger als 25 Jahre keinen Arbeitsplatz nach Abschluß seiner Ausbildung erhält.
Oft ist es so, daß in einer Familie der Vater oder die Mutter, gleichzeitig aber auch ein oder mehrere Kinder arbeitslos sind. Sehr schnell ist der jugendliche Arbeitslose isoliert, und es ist dann notwendig, sich um ihn zu kümmern, Treffpunkte für sie zu schaffen, Informations-, Sport- und Kulturzentren, damit sie den Kontakt mit den anderen nicht verlieren und all ihre Rechte behalten.
Im Artikel I der „Erklärung der Rechte des Menschen und des Bürgers" können wir nachlesen: „Frei und gleich an Rechten werden die Menschen geboren und bleiben es..."
Das war auch der Inhalt unserer Ausstellung, die wir am 14. Juli 1989 in der Pionierrepublik vorgestellt haben. Und so möchten wir, die Pioniere Frankreichs, diese Botschaft neu verfassen und Euch bitten, sie an alle Kinder Eurer Länder zu übermitteln aus Anlaß des 200. Jahrestages der Französischen Revolution. Deklaration der Rechte des Kindes – zukünftige Erdenbürger
Artikel I: Frei und gleich an Rechten werden die Kinder geboren und bleiben es.
Das ist die Botschaft des Friedens und der Freundschaft, die wir, die jungen Pioniere Frankreichs, Euch übermitteln können. Und so, wie sich in der Zeit der Revolution unsere Vorfahren begrüßten, sage ich Euch:

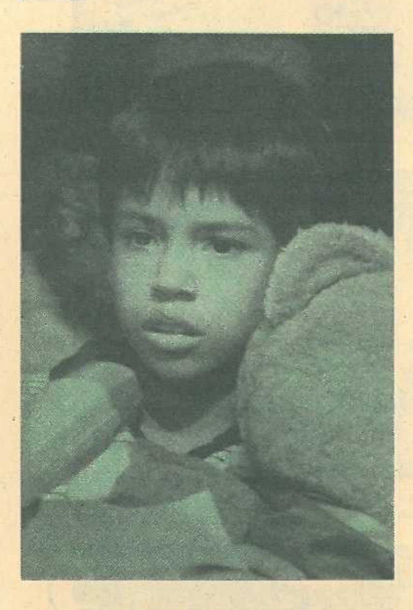
Gruß und Brüderlichkeit, junge Bürger, meine Brüder und Schwestern der ganzen Welt!



Diskussionsbeitrag Nikaragua

Lieber Teddy!
Gestern habe ich dich geschenkt bekommen. Ich möchte dir einen Namen geben. Ich heiße **Leonel**. Dich möchte ich Micha nennen. Ich möchte gern dein Papa sein. Es ist schön, einen Papa zu haben. Ich habe keinen Papa mehr. Meinen Papa haben die Contras ermordet. Mama und ich haben darüber sehr geweint. Ich möchte keinen Krieg. Der Krieg tötet die Kinder.
Ich will Frieden für alle Kinder der Welt. Ich möchte Bonbons lutschen, aber meine Mama kann mir keine Bonbons kaufen.
Wir, die Kinder Nikaraguas, bitten Euch alle um Eure solidarische Unterstützung.
Wir danken für Eure Herzlichkeit und Eure Freundschaft.

Danke.



Aus dem Diskussionsbeitrag von Thomas aus der DDR

Wenn ich wieder nach Hause komme, habe ich meinen Mitschülern vieles zu erzählen von meinen Erlebnissen mit Euch, liebe Freunde im 32. Internationalen Sommerlager.
Viele Freundschaften habe ich schon in unserer fröhlichen Kindergemeinschaft geschlossen ... Bei unseren Gesprächen habe ich erfahren: Alle Kinder wollen in Frieden leben, alle Kinder brauchen Kleidung, Nahrung, liebevolle Zuwendung, alle Kinder haben Wünsche und Träume so wie ich.
Deshalb bin ich froh darüber, daß jetzt weltweit der Versuch unternommen wird, die UNO-Charta für die Rechte der Kinder in eine verbindliche Konvention umzuwandeln. Stolz bin ich, daß ich als Mitglied der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" persönlichen Anteil an vielen Aktionen der antiimperialistischen Solidarität habe, so wie in diesem Jahr in der „Woche der sozialistischen Pionierhilfe" unter der Losung „Wir helfen den Kindern Nikaraguas"...

Fotos: Horst Glocke











MÄRCHENHOPSER

Noch immer gelten Laubsägearbeiten als persönliche Weihnachts-Geschenk-Überraschung. Die hier gezeigten reizvollen Figuren sind aus Märchenbüchern „gehopst". Zum Basteln der Geschenke benötigt man 3 bis 5 mm dickes Sperrholz, Transparent- und Kohlepapier, einen Bleistift, eine Laubsäge mit den dazugehörigen Sägeblättern, ein Auflagebrettchen mit Schlitz und Schraubzwinge, einen dünnen Drall- oder Spiralbohrer, Schmirgelpapier, Leim und – einfache Motive.

Ist alles beisammen, kann die Arbeit nach etwa folgenden Schritten ablaufen:



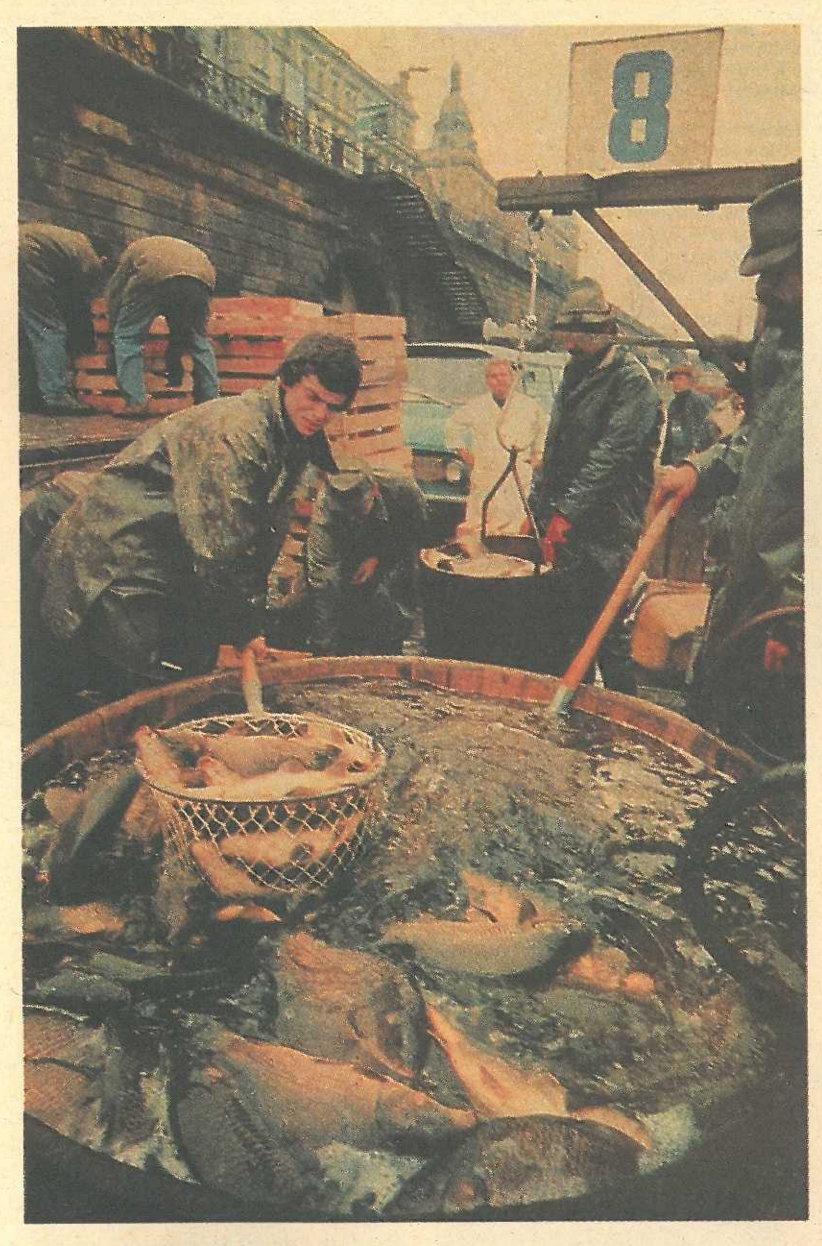


1. Übertragen des Motivs auf die Holzfläche. Bei Kopien von Märchenfiguren aus Büchern den Weg über Transparentpapier als Zwischenstufe wählen. Erst dann mit Kohlepapier auf das Holz durchzeichnen.
2. Um Leerflächen innerhalb eines Motivs heraussägen zu können, muß gebohrt werden. In das Bohrloch ist das Laubsägeblatt einzufädeln und dann erst festzumachen.
3. Beim Sägen bitte beachten, daß das Sägeblättchen immer senkrecht und nicht verkantet geführt wird.
4. Die scharfen Sägegrate und die noch vorhandenen Übertragungslinien werden mit feinem Schmirgelpapier bearbeitet.
5. Auf die quadratische oder rechteckige Standfläche, die nicht zu groß, sondern im richtigen Verhältnis stehen sollte, wird die Figur aufgeleimt, sofern sie nicht als Anhänger fungieren soll.

Natürlich bleibt es dem Bastelmeister überlassen, ob er seine Figuren durch das Naturholz wirken läßt oder sie bemalt.

Text und Bastelarbeiten:
Bernd Teubler
Fotos: Horst Glocke





Abfischen

Der Herbst hat nicht mit Farben gespart. In Gelb und Orange, in Rot und in Braun zeigen sich die dichten Laubwälder Südböhmens. Dazwischen schimmern Teiche und Seen, die in diesen Tagen besonders viele Besucher anziehen. Sogar aus der Hauptstadt reist man an, um bei einem Ereignis dabeizusein, das nicht nur Schauwert besitzt, sondern auch Gaumenfreuden verspricht: die „Karpfenernte". Das Abfischen der heimischen Teiche, es gibt 3000 davon, wird so alljährlich zum Anziehungspunkt Tausender Schau- und Kauflustiger.
Wir wollen beim Abfischen des größten der südböhmischen Teiche, des 465 Hektar großen Bezdrev, dabeisein. Im Morgengrauen fahren wir in Prag los, um von Anfang an das Schauspiel der Karpfenernte mitzuerleben. Doch viele Besucher waren schneller. Es kostet erhebliche Mühe, am Rande des Sees noch einen freien Parkplatz zu finden.
Schon drängen sich Dutzende Käufer an den rasch aufgebauten Ständen. Man gibt sich nicht damit zufrieden, die Karpfen in den Netzen der Fischer zappeln zu sehen, man möchte einige der Prachtexemplare, von denen die größten bis zu 15 Kilo auf die Waage bringen, auch gleich mit nach Hause nehmen. An einigen Ständen steigt Rauch auf, verbreiten sich appetitliche Düfte. Hier können die Besucher an Ort und Stelle probieren, wie der 89er Jahrgang geraten ist. Und natürlich macht man von dieser Gelegenheit weidlich Gebrauch. Mit Knoblauch gebraten oder paniert – die frischgebackenen Happen gehen ab wie die berühmten „warmen Semmeln".
Wir laufen den Abhang von der Straße zum Bezdrev hinunter, den man hier auch den „König der Teiche Böhmens" nennt. Tausende und aber Tausende Fische zappeln in den Netzen der Fischer. Mit Keschern werden sie in die Bottiche gehievt und auf die Waage gebracht. Bei jeweils 100 Kilogramm ertönt ein kräftiger, weithin hörbarer Singsang, Tradition und Hinweis für die Statistik. Ungezählte Male erschallt dieser Ruf.
„Wir rechnen mit einer Rekordernte", sagte Produktionsdirektor Vaclav Bruhar mit zufriedenem Gesicht. „Es werden allein aus diesem Teich mehr als 600 Tonnen sein."
Welche Fische werden vor allem an Land geholt?
„Den Löwenanteil bilden Karpfen mit 95 Prozent. Doch in die Netze gehen uns auch Hechte, Zander, Aale, Schleie und Barsche."
Von Vaclav Bruhar erfahren wir auch, wohin die „Reise" der geernteten Karpfen geht. In Containern werden sie zu großen Fischbehältern in Prag, Ostrava und anderen Städten gebracht. Da sie nun, wie in der Natur, keine Nahrung mehr aufnehmen, „specken" sie noch einige Gramm ab. Dann kann allerorten der große Weihnachtsverkauf beginnen.
Wie das Abfischen, gleicht auch dieser Verkauf einem Volksfest. Wenige Tage vor Weihnachten tauchen überall in den Straßen Prags und Melniks, Brnos und Bratislavas die riesigen Holzbottiche mit den lebenden Karpfen auf. Um dem Ansturm der Hausfrauen auf den Festtagsbraten standhalten zu können, wird die Zahl der Fischverkäufer nicht selten durch Studenten verstärkt. Sorgfältig und mit Bedacht wählen die Käufer unter den kiloschweren Schätzen der böhmischen Teiche.
Welches der Prachtexemplare wird – mit Semmelbrösel gebacken oder mit Knoblauch zubereitet – die weihnachtliche Familientafel zieren? Eine schwere Entscheidung.
Bereits seit Mitte des 14. Jahrhunderts bestimmen Fische das Weihnachtsmenü in Prag und auch in anderen Gebieten des Landes. Wählte man einst unter verschiedenen Fischarten, so setzt man seit dem vergangenen Jahrhundert ausnahmslos auf Karpfen. Allein bei den Pragern kommen so alljährlich rund eine Million Kilogramm auf den Weihnachtstisch. Undenkbar, eine Familie zu finden, die nicht an dieser Tradition festhält.
Aber noch ist es nicht soweit. Noch bringen die Fischer vom Bezdrev in der Nähe des schönen Städtchens Hluboka mit den seit Generationen überlieferten Rufen und Gesängen ihre Ernte ein, vergnügen sich die Besucher an diesem herbstlichen Ereignis.
Wer denkt in diesem Augenblick daran, daß das Abfischen nur der Höhepunkt einer ganzjährigen harten Arbeit der Fischer ist, daß sie Fische umsetzen, den Nährstoffgehalt kontrollieren, Teiche entschlammen müssen?
„Das alles", so sagt Vaclav Bruhar zum Abschied, „ist vergessen, wenn wir sehen, was wir in den Netzen haben. Und kann sich das nicht sehen lassen?"
Beim Anblick der goldfarbenen kiloschweren Schuppenkarpfen kann man dies nur uneingeschränkt bejahen.

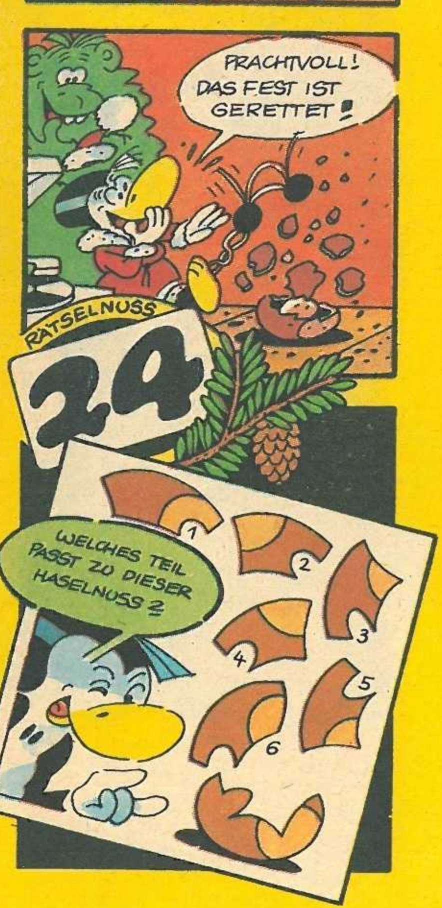
GERALD HÜBNER

Foto: Archiv





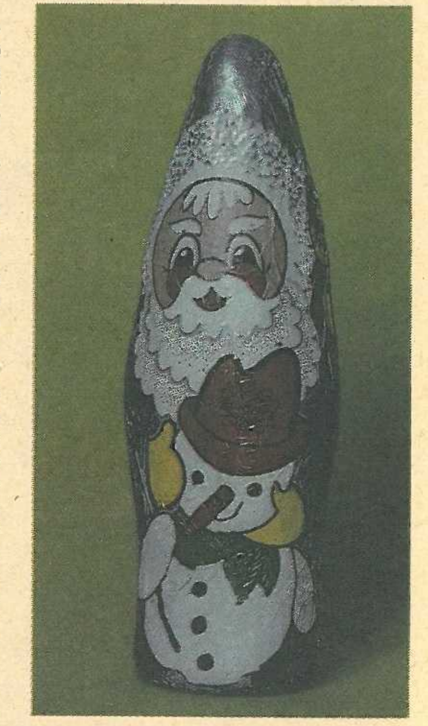




Bunte Männer für Weihnachtsteller

Seit 1520 kennt man den Kakao in Europa. Kolumbus brachte aus Amerika nicht nur Gold nach Spanien, sondern auch die Früchte des Cacaoquahuatl, wie die alten Mexikaner den Baum nannten. Die Maya- und Aztekenherrscher ließen sich aus diesen Körnern ein braunes, bitteres, belebendes oder auch berauschendes Getränk bereiten. Chocolatl, Schaumwasser, war das, das die spanischen Eroberer beim ersten Trinken angewidert ausspuckten. Friedrich der Große verbot die Einfuhr des Kakaos nach Preußen, weil er befürchtete, daß seine Soldaten dadurch fett und behäbig würden. Und doch konnte auch das den Siegeszug des Kakaos rund um unseren Erdball nicht aufhalten. Auch heute noch sind die wichtigsten Kakaolieferanten auf dem amerikanischen und afrikanischen Kontinent beheimatet. Vor allem aus Brasilien, Nigeria und Ghana kommen die Schiffe, die viele tausend Säcke mit Rohkakaobohnen nach Rostock bringen. Von hier werden sie mit Zügen in die verschiedensten Orte der Republik transportiert. Einer davon ist Delitzsch, eine Kreisstadt im Bezirk Leipzig. Hier befindet sich der Delitzscher Betrieb des VEB Kombinat Süßwaren. Schon beim Einbiegen in die Dübener Straße ist das Ziel klar. Also, nur der Nase nach!

Pralinen, Osterhasen, Igel, Räuchermännchen, Küken, Matrjoschkas, Nußknacker – natürlich alle aus Schokolade – und vor allem Weihnachtsmänner und gefüllte Weihnachtskalender sowie viele kleine rote, grüne, blaue Schatztruhen, bis zum Rand gefüllt mit Pralinenmischungen, schmücken in Glasschränken und Vitrinen das Zimmer von Herrn Schneider, dem Direktor des Betriebes. Von ihm und Herrn Pätzold, dem Produktionsleiter, erfährt FRÖSI, daß für das bevorstehende Fest allein für die Weihnachtsmännerproduktion über 10000 t Kakaobohnen, Vollmilchpulver und Zucker zu über 12 Mio Stück der bunten Männer verarbeitet werden. 250 bis 300 Lkw sind notwendig, damit die Kinder von Saßnitz bis Suhl schon zum Nikolaustag den ersten Schokoladenmann in ihrem Stiefel finden.

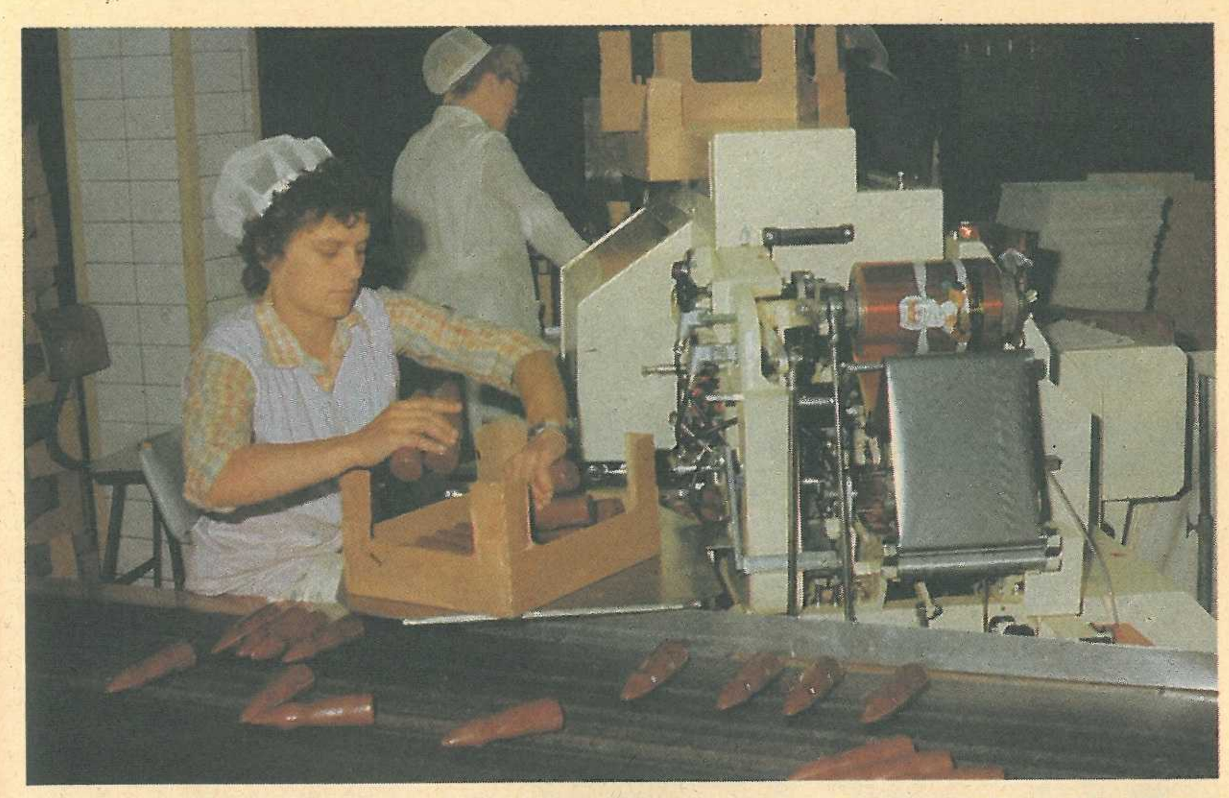


Daß diese große Menge nicht erst vier Wochen vor dem Weihnachtsfest produziert werden kann, das könnt ihr euch sicher denken. Schon dann, wenn die Sommersonne das Getreide trocknet, laufen in Delitzsch bereits die ersten Weihnachtsmänner vom Band. In großen Kühlhäusern werden sie bei 18 °C und 60 Prozent Luftfeuchtigkeit bis zur Auslieferung frisch gehalten.



Etwa 70 Arbeiter sorgen in Delitzsch dafür, daß bunte Schokoladenfiguren die bunten Weihnachtsteller schmücken. Und alle Schokoladenkörper dieser Fabrik gehen durch die Hände der Jugendbrigade „Willi Grübsch".

Auf dem Wege zu dieser Brigade kommen wir vorbei an großen Behältern, in denen die zähflüssige Schokolade auf ihre Verarbeitung wartet. Durch Rohrleitungen gelangt die bis auf 32 °C erhitzte breiige Flüssigkeit zu einer Maschine, die genau dosiert 60 oder 80 g in eine Spezialplastform mit Vertiefungen für sechs Weihnachtsmänner einspritzt. Nach dem automatischen Schließen des Deckels der Form, beginnen die Formen „zu tanzen", das heißt, sie werden mehrmals rundherumgedreht, so daß die Schokolade gleichmäßig an die Wände der Formen gelangt. Und dann geht's ab in den Paternoster-Kühlschrank mit seinen ständig rotierenden Gitterkörben, die zum Auffangen der Formen dienen. Hier wird der Schokolade Wärme entzogen. Sie wird fest. Aber erst bei einer Tempe-



ratur von 8°C dürfen sie den Kühlschrank verlassen. Am Ausschlagroboter wird die Form geöffnet, und die erstarrten, aber noch „nackten" Weihnachtsmänner purzeln auf ein Förderband. Jetzt fehlt den Schokoladenmännern noch die typische Weihnachtsmannbekleidung. Auch das Anziehen besorgen Automaten.
In einer Schicht produziert die Jugendbrigade über 90 000 rot-, blau- oder goldgekleidete Weihnachtsmänner. Sie haben in diesem Jahr zwei neue Mäntel erhalten und sehen verlockend aus. Das finden alle Kollegen der Jugendbrigade „Willi Grübsch" und meinen, die Schokomänner schmecken auch gut. Ob ihr's nun glaubt oder nicht, Meister Norbert Menger verrät uns, daß es schon eine Art Qualitätskontrolle vor Ort durch die Brigade gibt. Aber bitte nicht weitersagen – Naschen ist doch nicht erlaubt oder ...?

Der Kakaobaum

Ursprünglich nur in Amerika beheimatet, wird er heute in allen Tropenländern gezüchtet. Er ist ein mittelgroßer Strauch oder ein kleiner Baum von interessantem Wuchs mit lanzenförmigen Blättern. Die Blüten und späteren Früchte, die etwa wie Nüsse aussehen und eine gelbe oder rote Farbe haben, sprießen unmittelbar aus dem Stamm und den dicken Ästen hervor.
Die Früchte enthalten mandelförmige, recht harte Körner. Nach der Ernte läßt man diese Kakaobohnen gären, so bekommen sie den guten Geschmack. Die Afrikaner machen das mit ihrer Ernte in ihrem Hausgarten so, daß sie die Bohnen einfach in die heiße Erde eingraben und sie nach einer gewissen Zeit in ihrem bereits gegorenen Zustand wieder ausgraben.

Die ungeschälte, geröstete Kakaobohne enthält neben Wasser, Kohlenhydraten, Eiweiß und einigen anderen Stoffen vor allem Fett. Aus den gerösteten und geschälten Bohnen wird die sogenannte weiße Kakaobutter gepreßt.
Schokolade ist eigentlich ein Gemisch von weißer Kakaobutter, der aus den braunen Kakaobohnen gemahlenen Kakaomasse und Zucker. Hältst du ein Stück Schokolade in der Hand, kannst du feststellen, daß die Kakaobutter sehr schnell schmilzt.

HELMA HÖRATH



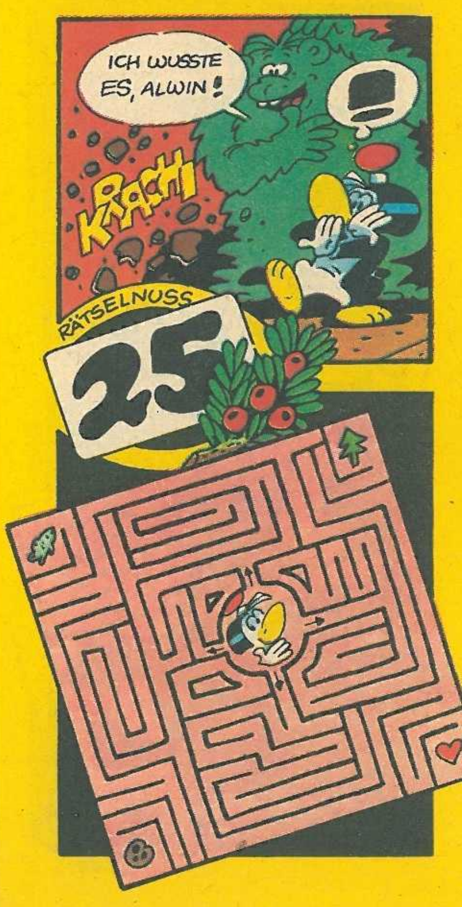




Fotos: Volkmar Heinz (4), Horst Glocke (1)

















Igelfreundschaft

Stefan Schade aus Krakow schrieb uns traurig von Igeln, die auf der Straße überfahren wurden, und daß er gern mehr über Igel erfahren und ihnen helfen möchte.
Das ist auch der Wunsch vieler anderer Kinder, in deren Gärten Igel wohnen, wie bei Andreas Körner aus Halle, René Heese aus Beelitz, Yvonne Kaul aus Neustadt und Antje Geidel aus Zwönitz.
Ja, leider ist es wirklich so: In jedem Jahr kommen Tausende Igel auf der Straße um. Völlig ahnungslos vertrauen sie ganz und gar ihren 8000 bis 16 000 Stacheln. Droht Gefahr, bleiben die kleinen Tiere ganz einfach stehen, kugeln sich zusammen und meinen sicher, der „Gegner" nähme nun Reißaus. Doch gerade dieses natürliche Verhalten wird unseren Igeln zum Verhängnis. Denn was wohl sind die Stacheln eines Igels gegen die Wucht und Kraft eines Autos?
Trotzdem, wir können etwas unternehmen gegen den Straßentod unserer stachligen Freunde, wenn auch nur in Einzelfällen. Grenzt zum Beispiel euer Garten an eine vielbefahrene Straße, könnt ihr zusammen mit euren Eltern einen Igelschutzzaun bauen. Der Zaun – Maschendraht eignet sich am besten – braucht nur 40 bis 50 Zentimeter hoch zu sein. Die Igel werden ihn ganz gewiß nicht überklettern. Auch in Kleingartenanlagen, die an Fernverkehrsstraßen liegen, könnten Igelzäune, die sich leicht und rasch gemeinsam errichten lassen, so manchem Igel das Leben retten.
Helfen können wir den putzigen Stachelträgern natürlich auch in unseren eigenen Gärten; denn selbst hier lauern vielerlei Gefahren auf das kleine Tier. Durch Gift, Feuer oder auch Gartenwerkzeuge wurden in Gärten schon viele Igel ungewollt getötet. Da die Igel Laub- und Heuhaufen bzw. Komposterde besonders bevorzugen, werden die Tierchen gar nicht so selten richtiggehend aufgespießt, und zwar nämlich dann, wenn der Komposthaufen fahrlässig mit einer spitzen Heugabel umgesetzt wird. Also, immer die Augen offenhalten! Und auf jeden Fall lieber eine Grabegabel oder einen Spaten für solche Arbeit benutzen. Auch beim Mähen der Wiese mit einer Sense ist Vorsicht geboten! Vor allem dann, wenn diese auch unterhalb von Büschen noch „kräftig geschwungen" werden muß.
Ja, und selbst beim Abbrennen von Gras- und Laubhaufen kommt so manch ein Stachelträger ums Leben. Besser ist es auf jeden Fall, Laub und altes Gras, wenn es schon unbedingt zusammengeharkt werden muß, auf einen Komposthaufen zu bringen.
Und was den Einsatz von Giften, zum Beispiel gegen Wühlmäuse oder Schnecken, anbetrifft: Am besten wäre es wirklich, schon um unserer Igel willen, im Garten gänzlich auf den Einsatz derartiger Gifte zu verzichten. Zur Schneckenbekämpfung können viel richtiger halb mit Bier gefüllte Becher in den Boden eingegraben werden, in welche die vom Bier angelockten Schnecken hineinfallen. Nicht zuletzt solltet ihr auch darauf achten, daß es an künstlich angelegten Teichen oder Schwimmbecken in eurem Garten immer auch einen kleinen Steg oder ähnlichen „Landeplatz" für eure stachligen Freunde gibt. Schließlich kommt es nicht selten vor, daß sie hineinplumpsen – und was dann? Also wie gesagt, sorgt für eine Stelle, an der sie mühelos ins Trockene gelangen.

Einzelgänger

Igel haben die Fähigkeit, die kalte Jahreszeit durch Winterschlaf zu überdauern. Ihre Körpertemperatur sinkt dann wenige Grade über Null ab, so daß sie zum Leben nur noch ganz wenig Energie verbrauchen. Doch im Herbst fressen sich die Igel noch einmal richtig dick und rund, damit sich unter ihrer Haut möglichst viele Fettreserven bilden. Würmer, Schnecken, Asseln, Raupen, Käfer und andere Insekten stehen auf der

Speisekarte. Jungigel müssen schon etwa 500 Gramm Körpergewicht aufweisen und Altigel über 700 Gramm, wenn sie gut über den Winter kommen wollen. Sie verkriechen sich im November in einem frostsicheren Nest aus Laub und Streu, das sie sich im Oktober gebaut haben und kommen meist erst im April, dann aber ziemlich abgemagert, wieder zum Vorschein.

Im allgemeinen braucht also der Igel unsere Hilfe nicht, um über den Winter zu kommen, doch er hat sicher nichts dagegen, wenn wir ihm das Leben ein wenig erleichtern, indem wir ihm im Spätherbst etwas Futter bereitstellen und ihm vor allem geeignete Unterschlupfmöglichkeiten anbieten. Manchmal fällt es den Igeln schwer, in unseren intensiv genutzten und furchtbar „aufgeräumten" Gärten noch ein sicheres Versteck zu finden.

Das günstigste für unseren stachligen Freund ist ein Laub- oder Reisighaufen, der im Winter im Garten liegen bleibt. Wenn ein solcher nicht „geduldet" wird, könntet ihr ihm mit ganz wenigen Mitteln einen idealen Unterschlupf selbst bauen. Wirklich, es ist nichts leichter als das. Simple Mauer- und Natursteine werden auf einer Grundfläche von etwa 80 cm × 80 cm so aufeinandergestellt, daß ein an den Wänden gut abgedichteter Hohlraum nebst Eingang entsteht.

Das Ganze wird sorgfältig, und zwar regendicht, abgedeckt und schon ist die Behausung für unseren kleinen Freund perfekt. Damit sich das „Bauwerk" besser in den Garten einfügt, kann die Igel-Unterkunft mit Rasenstücken verkleidet werden. Soll es jedoch kein Steinhaus sein, erfüllt auch eine zusammengenagelte einfache Holzkiste ihren Zweck. Diese „Laube" sollte dann aber so aufgestellt werden, daß der Eingang in jedem Fall zur wetterabgeneigten Seite zeigt. Süden bis Südosten wäre also richtig.

Das Füttern der Igel im Herbst oder im Frühjahr ist zugegebener Maßen eine etwas schwierige Sache. Meistens nämlich gehen alle möglichen anderen Tiere an die herausgestellte Schale, nur nicht unser Igel. Doch wer sich die Mühe macht, ihm auch ein Futterhäuschen selbst zu bauen, der kann ungebetene Gäste fernhalten. Der Trick dabei ist das Labyrinth am Eingang (siehe Skizze). Katzen zum Beispiel kriechen im Gegensatz zu Igeln nicht gerne in dunkle, gewundene Löcher, Vögel erst recht nicht. Der Igel hingegen mag es so, und ihr werdet sehen, wie ihm sein idealer Futterplatz behagen wird.

Füttern könnt ihr übrigens süßes, überreifes Obst, Katzen- oder Hundefertignahrung, rohes, gehacktes Rindfleisch, gekochtes Geflügel oder gekochten Fisch. Aber auch ungesalzene, entschalte Nüsse empfindet unser stachliger Freund als Delikatesse. Zum Trinken könnt ihr Wasser – auf gar keinen Fall Milch – hinstellen.

Manche von euch möchten den Igel sicher gern mit ins Haus nehmen. Doch das wäre grundverkehrt, denn ihr wißt doch, Igel stehen, so wie alle anderen hier dargestellten Tiere, unter strengem Naturschutz.

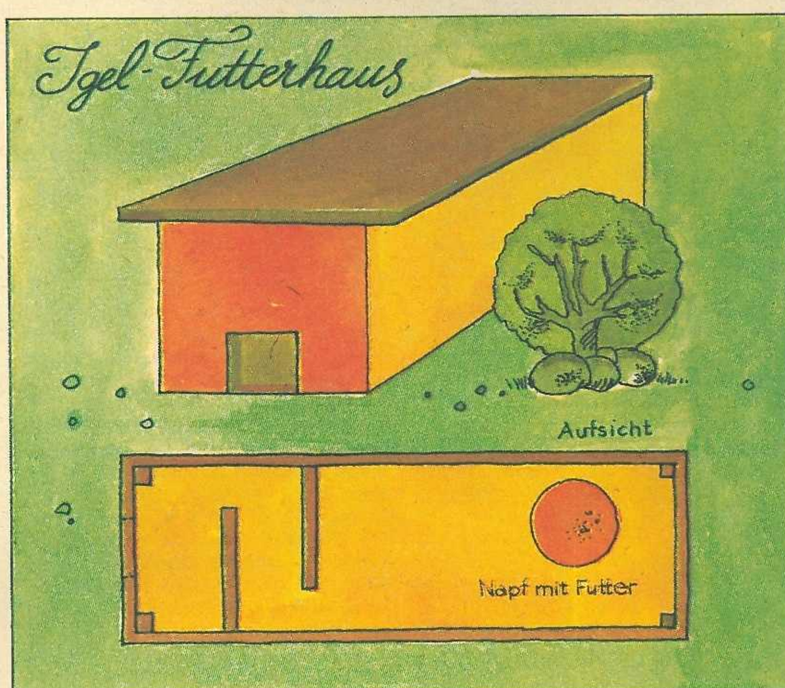
Solltet ihr kranken kleinen Stacheltieren begegnen, dann bringt sie zum Tierarzt oder aber in einen Tierpark. Ihr könnt euch auch in einer Naturschutzstation Rat holen bzw. den Naturschutzbeauftragten um Hilfe bitten.

Igel sind übrigens Nachttiere, die ein oder selten ein zweites Mal im Jahr zwei bis dreizehn Junge bekommen. Meistens sind es aber fünf oder sechs, und sie kommen immer im Hochsommer zur Welt. Zunächst sind sie blind und taub, und sie wiegen nur 15 bis 25 Gramm. Aber schon sehr bald zeigen sich kleine weiße Stacheln auf der rosaroten Haut. Nach zwei Wochen öffnen sich die Augen und Ohren, und noch ein oder zwei Wochen später spazieren sie bereits erstmals mit der Mutter aus dem Nest. Dann beginnen sie schon zu fressen, müssen aber immer noch bis zu einem Alter von etwa sechs Wochen zusätzlich von der Mutter gesäugt werden. Erst nach ungefähr zwei Monaten sind sie völlig selbständig.

Igel riechen und hören sehr gut, doch ihre Sehschärfe ist wenig ausgeprägt. Außerdem sind unsere Stacheltiere Einzelgänger. Sie brauchen ein recht großes Revier, um genügend Nahrung zu finden. Meistens werden sie nicht sehr alt. Durchschnittlich nur zwei bis vier Jahre, und nur leider vier von tausend Igeln werden acht Jahre und älter. Deshalb, wie gesagt, sorgt euch um sie und bewahrt ihnen eure Freundschaft.

ERICH HOYER

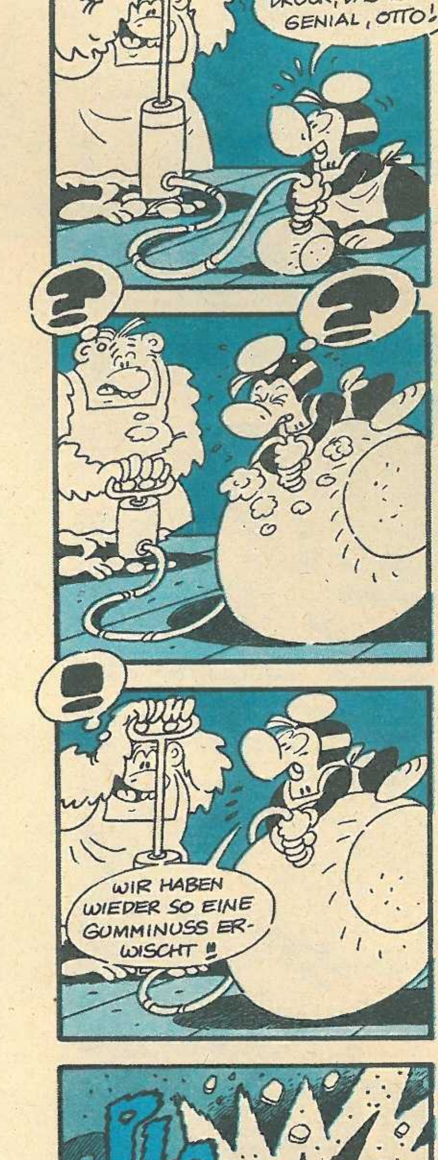
Foto: Harald Lange
Zeichnungen: Alfred Hunstock, Lieselott Langbein



Geschützte Tiere

1. Segelfalter
2. Elbebiber
3. Blindschleiche
4. Waldeidechse
5. Waldspitzmaus
6. Laubfrosch
7. Hirschkäfer
8. Rote Waldameise
9. Igel
10. Fledermaus (Braunes Langohr)
11. Weinbergschnecke













Stadt auf Pfählen

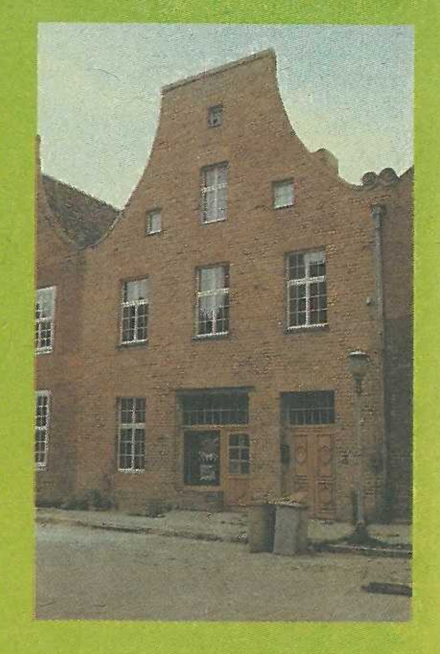
Erstaunliche Dinge kann man bei einem Spaziergang durch die Stadt Potsdam entdecken: Schlösser, Stadttore und eine orientalische Moschee, die in Wirklichkeit ein Pumpwerk für die Fontänen im Park von Sanssouci in sich birgt.

Ganz sicher läuft man aber an einer Sehenswürdigkeit fast vorbei, die in ihrer Schlichtheit nicht sofort ins Auge fällt. Es ist das „Holländische Viertel", ein kleines Stadtviertel aus roten Backsteinhäusern. Natürlich plagt einen sofort die Neugier, warum es ausgerechnet „Holländisches Viertel" heißt. Antwort gibt die Gestalt der Häuser: Sie wurden nach holländischen Vorbildern gebaut, die Giebelhäuser, die mit dem hohen, geschwungenen Giebel zur Straße stehen, ebenso wie die Traufenhäuser, die mit der Traufe, also mit der Dachrinne, zur Straße zeigen. Sie alle, 134 Häuser an der Zahl, sind rund 250 Jahre alt, sind zwischen 1734 und 1742 errichtet worden. Und warum in holländischer Art?

Das kam so. Der damalige König von Preußen, Friedrich Wilhelm I., herrschte über ein Land, das zuvor unter der Regierung seines Vaters durch dessen Verschwendungssucht in arge Geldnöte gebracht worden war. Nun wollte er seinen Staat stabiler machen, ihn straffer organisieren – aber mit Hilfe der Militarisierung. Potsdam sollte eine „Pflanzschule des Heeres" werden. Diesem Ziel wurde alles gnadenlos unterworfen, auch das Alltagsleben der Bürger. Es herrschte einzig der Wille des Königs, und der befahl spartanische Sparsamkeit und militärische Strenge. Preußens Heer wuchs und wuchs, es war schließlich – gemessen an der Einwohnerzahl – das größte in Europa und verschlang alle Staatseinnahmen. Eine Vorliebe hatte Friedrich Wilhelm I. für großgewachsene Soldaten, die „Langen Kerls", die er in der halben Welt zusammenkaufte und in seine Dienste preßte. Später gab man ihm den Beinamen „Soldatenkönig".

Die vielen Soldaten brauchten Quartiere, dafür reichten die 220 Bürgerhäuser Potsdams aber nicht aus, es mußte gebaut werden. Die Soldaten brauchten Verpflegung, darum wurde die Ackerfläche bedeutend vergrößert. Sie mußten bekleidet und bewaffnet werden, deshalb förderte der König die Tuchmanufakturen und Metallwerkstätten. Für all das wurden dringend geschickte Handwerker gebraucht, die auch im Ausland angeworben wurden. Nach einem Besuch Friedrich Wilhelm I. in Amsterdam im Jahre 1732 kamen holländische Bauhandwerker nach Potsdam. Sie erhielten den Auftrag, ein ganzes Viertel in holländischer Art zu errichten, für weitere Einwanderer aus ihrem Land. Nicht zufällig wurden holländische Bauleute gewählt – sie hatten Erfahrung mit sumpfigem Baugrund. Den gab es auch in Potsdam, und das ganze „Holländische Viertel" wurde auf Pfähle gestellt. Sie sind noch heute gut erhalten. Als Fundament für ein Haus in der Mittelstraße wurden 120 Kiefernstämme fünf bis zehn Meter in den sumpfigen Grund gerammt.

Der Zimmerer Jan Boumann, der die Arbeiten zu leiten hatte, durfte freilich nicht nach seinen eigenen Vorstellungen bauen. Auch hier befahl der König, wie bei allem und jedem. Er ordnete an, wie die Häuser aussehen sollten; denn in Amsterdam hatten ihn die Regelmäßigkeit der Speicher an den Grachten und die Art, wie die Reihenhäuser einen Hof umschlossen, beeindruckt. Nach diesen Vorbildern bestimmte er das Gesicht des „Holländischen Viertels". Dazu hatte schon 1789 der Potsdamer Baumeister Heinrich Ludwig Manger gemeint: „Das Auge des Königs war durch die beständige Beschäftigung mit seinem Garderegiment ... dermaßen verwöhnt, daß ihm auch die neuangelegten Straßen nicht anders gefielen, als wenn deren Häuser eine in Reih und Glied stehende Anzahl Soldaten vorstellten."



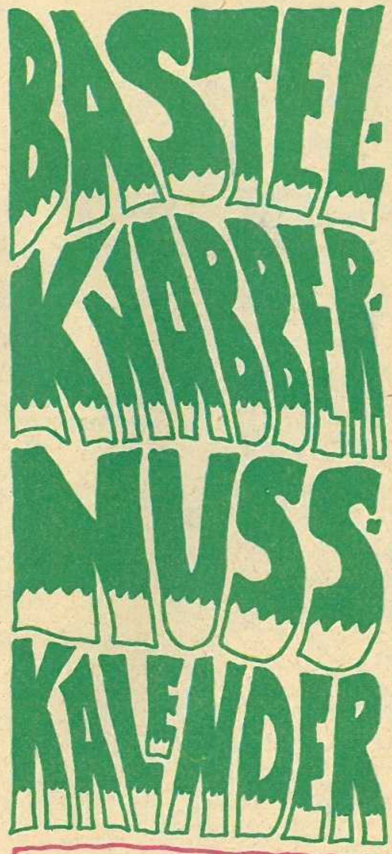
Trotzdem hat es Jan Boumann verstanden, die Gleichförmigkeit schlichter Fassadenreihen aufzulokkern durch ein Abwechseln von Giebel- und Traufenhäusern, durch die Farbgestaltung von Türen und Fensterläden, deren Grün-Weiß gut mit dem Rot der unverputzten Backsteine harmoniert. Um das Rot der Fassaden aufzufrischen, hat man sie noch bis ins vorige Jahrhundert mit Ochsenblut gestrichen.

Seit 1984 sind Denkmalpfleger dabei, das ganze Viertel, Haus für Haus, zu restaurieren; denn wenn Potsdam 1993 seine Tausendjahrfeier begeht, soll das „Holländische Viertel" sein ursprüngliches Gesicht wieder erkennen lassen. In seiner Geschlossenheit gilt es als städtebaulich einmalig, es steht deshalb unter Denkmalschutz und ist als Kulturdenkmal der höchsten Kategorie in der Zentralen Denkmalliste der DDR enthalten.

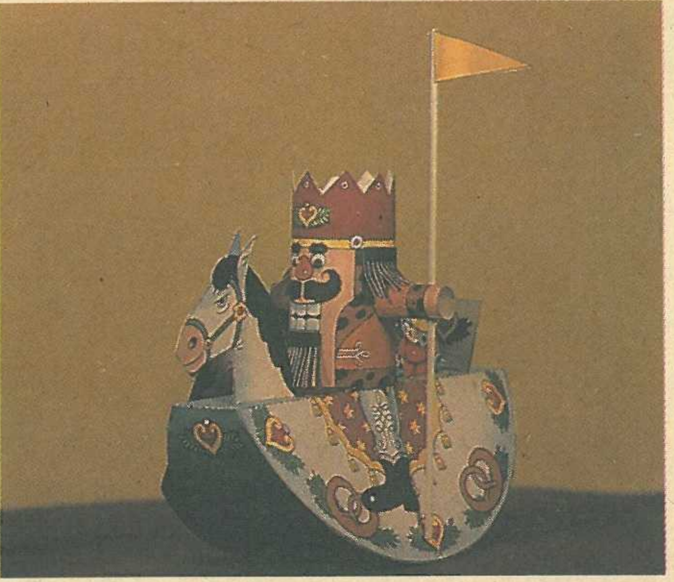
Nach Abschluß der Bauarbeiten werden sich Künstler, Instrumentenbauer, Handwerker hier ihre Werkstätten einrichten. Die weltberühmte Orgelbaufirma Schuke beispielsweise hat in der Gutenbergstraße 76 ihr Domizil schon seit Generationen. Dann werden auch ein Giebel- und ein Traufenhaus im Inneren das Bild von vor 250 Jahren zeigen und als Museen einen Einblick geben, wie man in jener Zeit gewohnt hat.



Text und Fotos: Manfred Knoll









Auf dem gestanzten und geklebten Kartonblatt findet ihr die 24 Türchen. Hinter jedem verbirgt sich ein Weihnachtsgeschenk, und alle zusammen sind unsere diesjährige Weihnachtspreisaufgabe.
Doch erst muß unser Reiterlein gebastelt werden. Nehmt das eingeheftete Kartonblatt vorsichtig aus der Heftmitte heraus und schneidet alle Einzelteile sauber aus.
Beginnt beim Zusammenkleben mit dem „Pferde-Unterteil". Die schmalen Schlitze müßt ihr mit einer spitzen Schere heraustrennen. Von hinten werden die Pferdeköpfe und die „Lehne" durch die Schlitze geschoben und angeklebt. Nun faltet ihr das Unterteil zusammen und biegt die Dreiecke nach innen. Auf ihnen wird mit Klebstoff die große grüne Fläche angeklebt. Das ist der schwierigste Teil der Bastelei. Wir empfehlen euch, alle runden Teile vor dem Verkleben nach innen zu rollen, damit sie schon die spätere Form annehmen.
Vor dem Zusammenkleben des Nußknacker-Reiters sind bereits die Arme in die ausgeschnittenen Löcher einzukleben, ebenfalls von hinten.
Alwin findet seinen Platz hinter dem Nußknacker. Klebt seine Füße auf die weißen Flächen. Die schwarzen Streifen sind die Haare bzw. der Bart des Nußknackers.
Aus den beiden gelben Dreiecken entsteht der Wimpel. Klebt diesen an ein rundes Holzstäbchen.
Zugegeben: Es müssen einige Bastelklippen bewältigt werden. Aber der fertige Weihnachtskalender entschädigt euch sicherlich für die Bastelmühe. Und schließlich könnt ihr euch ja auch von euren Eltern oder größeren Geschwistern helfen lassen.

Nußknacker-Reiter-Preisausschreiben findet ihr in FRÖSI 12/1989



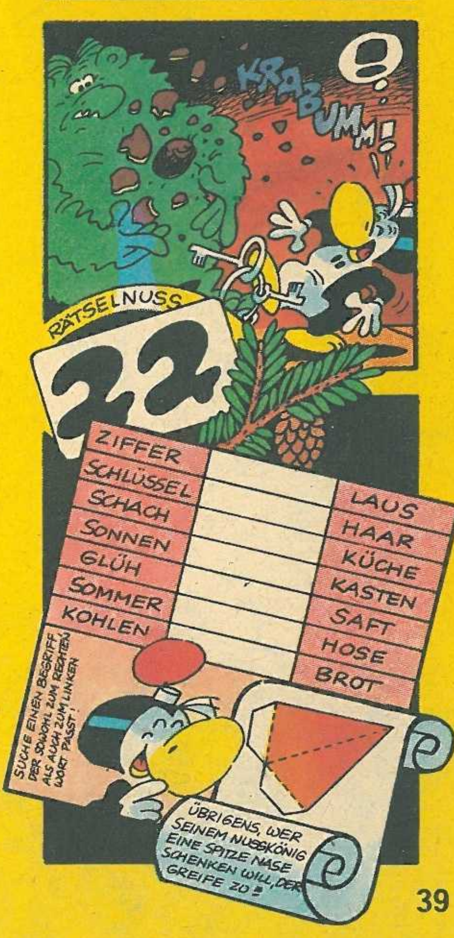
Auflösung Rätselnüsse in FRÖSI 1/1990.

Zeichnungen: Jürgen Günther
Fotos: Horst Glocke











„Frösi" – Pioniermagazin für Mädchen und Jungen der DDR. Herausgeber: Zentralrat der Freien Deutschen Jugend. Ausgezeichnet mit dem Vaterländischen Verdienstorden in Silber, mit dem Orden Banner der Arbeit Stufe I, mit der Artur-Becker-Medaille in Gold, der Medaille der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" in Gold, der Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold und der Medaille der Pionierorganisation des SSM in Gold. – Chefredakteur: Dipl.-Päd. Wilfried Weidner, stellv. Chefredakteur: Dipl.-Gewi. Walter Stohr, Redaktionssekretär: Dipl.-Gewi. Christine Meier, Gestalter: Vera Kruse, Chefreporter: Ralf Kegel, Redakteure: Frank Frenzel, Manfred Heilmann, Marita Kloss, Annegret Kobow, Aenne Riesenberg, Lotti Simon, Annette Schlegel, Heike Westphal, Annerose Zehmisch. – Sekretariat: Helga Wulff. – Redaktionsbeirat: Horst Alisch, Klaus Barthel, Jochen Dietzmann, Günter Dorst, Dipl.-Ing.-Ök. Harald Drasdo, Sibylle Durian, Ing.-Ök. Heinz Görner, Gerhard Kirner, Richard Hambach, Dr. Klaus Herde, Ing.-Ök. Manfred Kutschick, Dr. Peter Lobitz, Prof. Dr. Christine Lost, Margit Mahlke, Hansgeorg Meyer, Prof. Dr. Reinhard Mocek, Barbara Pieplow, Prof. Dr. Jürgen Polzin, Klaus Rebelsky, Liesl Richter, Dipl.-Ing. Erich Schulz, Dr. Käte Niederkirchner, Dr. Gisela Wessely, Oberstudienrat Dieter Wilkendorf.
– Sitz der Redaktion „Fröhlich sein und singen" im Verlag Junge Welt, Mauerstraße 39/40, Berlin, 1080. Postanschrift: „Frösi", PSF 43, Berlin, 1026. Fernruf 2 23 30. Verlag Junge Welt. Verlagsdirektor: Manfred Rucht. Die Zeitschrift erscheint monatlich. Abonnementspreis: 0,70 M. Bezugszeitraum monatlich. Art.-Nr. 500 501. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1228 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. – Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden, Julian-Grimau-Allee, Dresden, 8010. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Quellenangabe und Zustimmung der Redaktion. Redaktionsschluß: Juli 1989